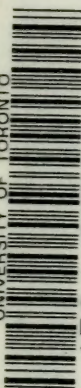


UNIVERSITY OF TORONTO



3 1761 00577491 4

PT
1925
G64
1913

Goethe
über seinen Faust

Insel-Bücherei Nr. 44

G o e t h e

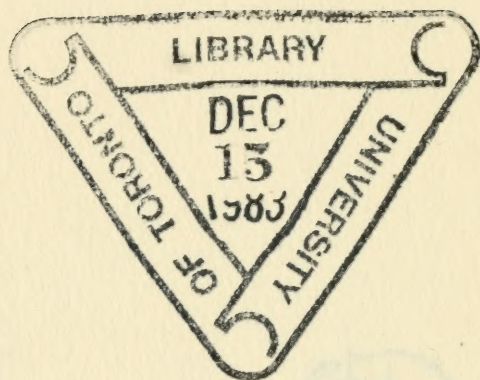
über

seinen Faust



Im Insel-Verlag
zu Leipzig

PT
1925
G64
1913



Einleitung

Bei keinem anderen Werke der Weltliteratur fließen die Quellen für die philologische Betrachtungsweise so reichlich, wie bei Goethes Faust. Hat doch der Dichter, der sich gewöhnte, sich selbst historisch zu sehen, mit seinem Gefühl über sein Leben und die Beziehungen zu seinem Werke Aufschluß gegeben. Diese Äußerungen müssen für jeden Faustkommentar die sicherste Grundlage bilden. Sie möglichst vollständig zu sammeln, war daher eine wichtige Aufgabe der literarhistorischen Forschung, die zuerst von Otto Pniower (Goethes Faust, Zeugnisse und Exkurse zu seiner Entstehungsgeschichte. Berlin 1899) unternommen und in weiterem Rahmen von Hans Gerhard Gräff (Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Äußerungen des Dichters über seine poetischen Werke. Zweiter Teil: Die dramatischen Dichtungen. 2. Band. Frankfurt a. M. 1904) gelöst wurde. Beide Werke geben in streng chronologischer Anordnung alle auf den „Faust“ bezüglichen Äußerungen Goethes und legen damit vor allem die Entstehungsgeschichte klar, die, wie bei keinem anderen Werke, die Grundlage zum vollen Verständnis bildet.

Bei einer Auswahl, wie sie der beschränkte Raum der „Inselbücherei“ notwendig macht und sie das Interesse eines weiteren Leserkreises als wünschenswert erscheinen läßt, mußte auf die Entstehungsgeschichte als Leitmotiv verzichtet werden, da diese nur bei möglichster Vollständigkeit dargestellt werden kann. Vielmehr wurden fast ausschließlich solche Stellen berücksichtigt, die das innere Werden der Dichtung zeigen, die über die Absichten des Dichters Aufschluß geben und an-

deuten, wie man zum vollen Verständnis der Einzelheiten kommen kann. Dieses Prinzip der Auswahl machte eine sachliche Anordnung, ohne Rücksicht auf die Chronologie notwendig.

Freilich, Goethes Äußerungen über seinen „Faust“ bilden kein System; gar schmerzlich vermissen wir zu dem oder jenem Punkte einen ausdrücklichen Hinweis. Es sind eben Aphorismen, die aber doch in die Werkstatt des Dichters genügenden Einblick gewähren.

Wir begleiten zunächst die Entstehungsgeschichte des ersten Teils (Nr. 1–25): die Anfänge in der Straßburger Zeit mit ihrem ängstlichen Geheimhalten vor Herder (Nr. 1), mit dem auch der „Satyros“ in Verbindung zu bringen ist (Nr. 2); die Einflüsse des Darmstädter Kreises (Nr. 3), vor allem von Merck (Nr. 4). Aber in diesem ist nicht das alleinige Vorbild zu Mephistopheles zu suchen, der vielmehr ein Teil des Goetheschen Wesens ist (Nr. 5); und doch darf man das durchaus Negative der Mephistogestalt nicht übersehen (Nr. 6). Die Charakteristik Heinrich Leopold Wagners ist das letzte Zeugnis der Vor-Weimarer-Periode (Nr. 7). Die folgenden Äußerungen führen bereits nach Italien, wo Goethe hofft, das Werk bald zu vollenden (Nr. 8–10), bis plötzlich der Entschluß auftaucht, es als Fragment zu veröffentlichen (Nr. 11), in welcher Gestalt es in der Tat 1790 erschien. Erst der Verkehr mit Schiller bringt den Dichter wieder zur Beschäftigung mit dem Stoffe und zur größeren Klarheit, da Schiller, von der Idee ausgehend, das Verstandesmäßige betont (Nr. 12–16, 18–20, 22–23). Wie tief die Wiederaufnahme des Stoffes den Dichter bewegte, welche Flut von Erinnerungen dabei auftauchte, zeigt die „Zueignung“ und das eine Paralipomenon (Nr. 17, 21). Schließlich sind zwei

Stellen angefügt, die in die Zeit des Erscheinens des ersten Teils (1808) führen (Nr. 24, 25).

Viel fragmentarischer als diese Dokumente zur Entstehungsgeschichte sind die Äußerungen über das Verhältnis des Dichters zu seinem Werke (Nr. 26–40). Wie schwer es ist, aus der Dichtung sichere Schlüsse zu ziehen, darauf weist Goethe selbst hin (Nr. 26). Über das Verhältnis zum Stoffe geben Nr. 27 und 28 Auskunft. Eine Rechtfertigung der Übernahme fremder Motive enthält Nr. 29. Interessant sind dann die folgenden Äußerungen über die Idee des „Faust“ (Nr. 30–34). Dabei fällt ein gewisser Widerspruch auf. Während Goethe in dem zweiten Gespräch mit Eckermann (Nr. 34) das Vorhandensein einer bestimmten Idee leugnet und auch in seinen Äußerungen über Schiller (Nr. 30) hervorhebt, daß dieser im Gegensatz zu ihm von der Idee ausging, wird in dem Gespräch mit Luden, ebenso wie in Nr. 14, gerade die Idee, „welche das Einzelne des Gedichtes zum Ganzen verknüpft“ (Nr. 32), hervorgehoben. Die verfehlten Ansichten, die der junge Historiker Luden dem Dichter über die Entstehung seines Werkes vorgetragen hat, entlocken Goethe zwar keine Erklärungen, wohl aber einige allgemeine Äußerungen, die auch heute noch so manchen Faustlesern entgegengehalten werden könnten (Nr. 31–33). Die Gespräche mit Falk und Kühle von Lilienstern (Nr. 35, 36) sollen die humoristisch-ironische Art charakterisieren, mit der Goethe gar manchen mystifizierte und über sich und sein Werk scherzte. Nr. 37 weist auf das Verhältnis von Antizipation und Erfahrung hin, während sich Nr. 38 und Nr. 39 mit der historischen Entwicklung der Faustfabel beschäftigen. Mephistos Rede aus dem „Maskenzug“ von 1818 beschließt diese Gruppe.

Die folgenden Äußerungen (Nr. 41–47) zeigen die Versuche, den „Faust“ für die Bühne zu gewinnen, wobei Goethes Angaben über das Erscheinen des Erdgeistes besonders interessant sind (Nr. 46).

Schließlich noch zwei Äußerungen über die Übersetzung ins Französische, deren zweite auch das Thema Faust und die bildende Kunst berührt (Nr. 48, 49).

Auch beim zweiten Teil wird zunächst die Entstehungsgeschichte verfolgt (Nr. 50–64). Die ersten drei Briefstellen zeigen, wie unter reger Anteilnahme Schillers die „Helena“ bereits im Jahre 1800 begonnen wird (Nr. 50–52). Dann kommt die große Pause, bis 1826 dieser Teil von neuem vorgenommen wird und 1827 gesondert erscheint (Nr. 53–55). Nur noch die ersten Szenen des zweiten Teils werden veröffentlicht (Nr. 57), alles übrige wird aber bis zur Vollendung zurückgehalten, über die Goethe befriedigt an H. Meyer und Wilhelm von Humboldt berichten kann (Nr. 63 und 64). Zu den beim ersten Teil eingeordneten Stellen über die Idee der Dichtung kommen hier nur noch wenige Äußerungen über den Ausgang des Werkes (Nr. 65, 66). Die Behandlungsweise des zweiten Teils wird durch einen Vergleich mit Tizians Alterswerken illustriert (Nr. 67).

Nun folgen Erläuterungen zu einzelnen Punkten, die nach ihrer jetzigen Stellung im Drama angeordnet sind (Nr. 68–88). Infolge dieser Reihenfolge mußten auch die zeitlich früheren Äußerungen über die „Helena“ (77–87) zwischen die anderen eingefügt werden. Ebenso mußte auf eine besondere Gruppe von Äußerungen zur theatralischen Darstellung verzichtet werden, für die einzelne Stellen (Nr. 70, 74, 86, 87) Beiträge enthalten.

Es folgt der Ausklang: Goethes Entschluß, das Werk geheim-

zuhalten. Abgeklärte, zufriedene Ruhe in dem Briefe an Boisseree, durch die die Todesahnung leise hindurchzittert (Nr. 89). Und dann wieder die Klage um die Not der Zeiten in dem Briefe an Humboldt, fünf Tage vor dem Tode des Dichters geschrieben (Nr. 90). –

Möge die kleine Sammlung dazu beitragen, Goethes Sorge, die er in dem letzten Briefe an Humboldt ausspricht, daß seine „redlichen, lange verfolgten Bemühungen um dieses seltsame Gebäu würden schlecht belohnt werden“, immer mehr zu beheben. Goethes Äußerungen über seinen „Faust“ sind am besten dazu geeignet, der Allegoristerei, die dem Verständnis des zweiten Teils sehr geschadet hat, entgegenzutreten.

Das letzte Wort sei aber ein Wort des Dankes an die Herausgeber der beiden großen Sammlungen, vor allem an Hans Gerhard Gräf, auf dessen Arbeit ich fast überall fußen konnte.

Weimar.

Hans Heinrich Borchardt.

Goethe über seinen Faust

I. Zum ersten Teil

1. Dichtung und Wahrheit. 2. Teil. 10. Buch. Zu 1770–1771.

Am sorgfältigsten verbarg ich ihm [Herdern] das Interesse an gewissen Gegenständen, die sich bei mir eingewurzelt hatten und sich nach und nach zu poetischen Gestalten ausbilden wollten. Es war Götz von Berlichingen und Faust. Die Lebensbeschreibung des erstern hatte mich im Innersten ergriffen. Die Gestalt eines rohen, wohlmeinenden Selbsthelfers in wilder, anarchischer Zeit erregte meinen tiefsten Anteil. Die bedeutende Puppenspielfabel des andern klang und sumimte gar vieltönig in mir wieder. Auch ich hatte mich in allem Wissen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weise versucht und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen. Nun trug ich diese Dinge, sowie manche andre, mit mir herum und ergözte mich daran in einsamen Stunden, ohne jedoch etwas davon aufzuschreiben. Am meisten aber verbarg ich vor Herdern meine mystisch-kabbalistische Chemie und was sich darauf bezog, ob ich mich gleich noch sehr gern heimlich beschäftigte, sie konsequenter auszubilden, als man sie mir überliefert hatte.

2. Brief an Zelter, 11. Mai 1819. Zu 1773–1774.

Da wir . . einmal von alten, obgleich nicht veralteten Dingen sprechen, so will ich die Frage tun: ob Du den „Satyros“, wie er in meinen Werken steht, mit Aufmerksamkeit gelesen hast? Er fällt mir ein, da er eben ganz gleichzeitig mit diesem „Prometheus“ in der Erinnerung vor mir aufersteht,

wie Du gleich fühlen wirst, sobald Du ihn mit Intention betrachtest. Ich enthalte mich aller Vergleichung; nur bemerke, daß auch ein wichtiger Teil des „Faust“ in diese Zeit fällt.

3. Dichtung und Wahrheit. 3. Teil. 12. Buch. Zu 1772–1774.

Wie sehr dieser Kreis [die Darmstädter Gesellschaft] mich belebte und förderte, wäre nicht auszusprechen. Man hörte gern die Vorlesung meiner gefertigten oder angefangenen Arbeiten, man munterte mich auf, wenn ich offen und umständlich erzählte, was ich eben vorhatte, und schalt mich, wenn ich bei jedem neuen Anlaß das Früherbegonnene zurücksetzte. „Faust“ war schon vorgerückt, „Göz von Berlichingen“ baute sich nach und nach in meinem Geiste zusammen, das Studium des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts beschäftigte mich, und jenes Münstergebäude [in Straßburg] hatte einen sehr ernsten Eindruck in mir zurückgelassen, der als Hintergrund zu solchen Dichtungen gar wohl dastehn konnte.

4. Gespräch mit Eckermann, 27. März 1831. Zu 1773–1774.

Merck und ich waren immer miteinander wie Faust und Mephistopheles. So mokierte er sich über einen Brief meines Vaters aus Italien, worin dieser sich über die schlechte Lebensweise, das ungewohnte Essen, den schweren Wein und die Moskitos beklagt, und er konnte ihm nicht verzeihen, daß in dem herrlichen Lande und der prächtigen Umgebung ihn so kleine Dinge wie Essen, Trinken und Fliegen hätten inkommodieren können.

Alle solche Neckereien gingen bei Merck unstreitig aus dem

Fundament einer hohen Kultur hervor; allein da er nicht produktiv war, sondern im Gegenteil eine entschieden negative Richtung hatte, so war er immer weniger zum Lobe bereit als zum Tadel, und er suchte unwillkürlich alles hervor, um solchem Rißel zu genügen.

5. Gespräch mit Eckermann, 3. Mai 1827.

Über den „Faust“ äußert er [Ampère] sich nicht weniger geistreich, indem er nicht bloß das düstere, unbefriedigte Streben der Hauptfigur, sondern auch den Hohn und die herbe Ironie des Mephistopheles als Teile meines eigenen Wesens bezeichnet.

6. Gespräch mit Eckermann, 2. März 1831.

Heute bei Goethe zu Tisch kam das Gespräch bald wieder auf das Dämonische, und er fügte zu dessen näherer Bezeichnung noch folgendes hinzu.

„Das Dämonische“, sagte er, „ist dasjenige, was durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen ist. In meiner Natur liegt es nicht, aber ich bin ihm unterworfen.“

... „Hat nicht auch“, sagte ich [Eckermann], „der Mephistopheles dämonische Züge?“ – „Nein,“ sagte Goethe, „der Mephistopheles ist ein viel zu negatives Wesen; das Dämonische aber äußert sich in einer durchaus positiven Tatkraft.“

7. Dichtung und Wahrheit. 3. Teil. 14. Buch. Zu 1775–1776.

Vorübergehend will ich nur, der Folge wegen, noch eines guten Gesellen gedenken, der, obgleich von feinen außerordentlichen Gaben, doch auch mitzählte. Er hieß Wagner, erst ein Glied der Straßburger, dann der Frankfurter Gesellschaft;

nicht ohne Geist, Talent und Unterricht. Er zeigte sich als ein Strebender, und so war er willkommen. Auch hielt er treulich an mir, und weil ich aus allem, was ich vorhatte, kein Geheimnis machte, so erzählte ich ihm wie andern meine Absicht mit „Faust“, besonders die Katastrophe von Gretchen. Er faßte das Sujet auf und benutzte es für ein Trauerspiel, „Die Kindesmörderin“. Es war das erstemal, daß mir jemand etwas von meinen Vorsätzen wegschnappte; es verdroß mich, ohne daß ich's ihm nachgetragen hätte. Ich habe dergleichen Gedankenraub und Vornwegnahmen nachher noch oft genug erlebt, und hatte mich, bei meinem Zaudern und Beschwägen so manches Vorgesetzten und Eingebildeten, nicht mit Recht zu beschweren.

8. Brief an den Herzog Carl August,
Rom, 11. August 1787.

Noch eine andre Epoche denke ich mit Ostern zu schließen: meine erste (oder eigentlich meine zweite) Schriftsteller-Epoche. „Egmont“ ist fertig, und ich hoffe bis Neujahr den Tasso, bis Ostern „Faust“ ausgearbeitet zu haben, welches mir nur in dieser Abgeschlossenheit möglich wird. . . . Daß ich meine älteren Sachen fertig arbeite, dient mir erstaunend. Es ist eine Resapitulation meines Lebens und meiner Kunst, und indem ich gezwungen bin, mich und meine jetzige Denk- art, meine neuere Manier, nach meiner ersten zurückzubilden, das, was ich mir entworfen hatte, nun auszuführen; so lern' ich mich selbst und meine Engen und Weiten recht kennen. Hätte ich die alten Sachen stehen und liegen lassen, ich würde niemals so weit gekommen sein, als ich jetzt zu reichen hoffe.

9. Brief an Herzog Carl August,
Rom, 16. Februar 1788.

Ich habe zeither fleißig an meinen Operibus fortgeboffelt und getüffelt. . . . Nun steht mir fast nichts als der Hügel Tasso und der Berg Faustus vor der Nase. Ich werde weder Tag noch Nacht ruhen, bis beide fertig sind. Ich habe zu beiden eine sonderbare Neigung und neuerdings wunderbare Aussichten und Hoffnungen. Alle diese Refapitulationen alter Ideen, diese Bearbeitungen solcher Gegenstände, von denen ich auf immer getrennt zu sein glaubte, zu denen ich fast mit keiner Abndung hinreichte, machen mir große Freude. Dieses Summa Summarum meines Lebens gibt mir Mut und Freude, wieder ein neues Blatt zu eröffnen.

10. Italienische Reise, 2. römischer Aufenthalt,
1. März 1788.

Zuerst ward der Plan zu „Faust“ gemacht, und ich hoffe, diese Operation soll mir geglückt sein. Natürlich ist es ein ander Ding, das Stück jetzt oder vor funfzehn Jahren ausschreiben; ich denke, es soll nichts dabei verlieren, besonders da ich jetzt glaube, den Faden wiedergefunden zu haben. Auch was den Ton des Ganzen betrifft, bin ich getröstet; ich habe schon eine neue Szene ausgeführt, und wenn ich das Papier räuchre, so dächt' ich, sollte sie mir niemand aus den alten herausfinden. Da ich durch die lange Ruhe und Abgeschiedenheit ganz auf das Niveau meiner eignen Existenz zurückgebracht bin, so ist es merkwürdig, wie sehr ich mir gleiche und wie wenig mein Innres durch Jahre und Begebenheiten gelitten hat. Das alte Manuscript macht mir manchmal zu denken, wenn ich es vor mir sehe. Es ist noch das erste, ja in den Hauptscenen gleich so ohne Konzept hingeschrieben;

nun ist es so gelb von der Zeit, so vergriffen (die Lagen waren nie geheftet), so mürbe und an den Rändern zerstoßen, daß es wirklich wie das Fragment eines alten Kodex aussieht, so daß ich, wie ich damals in eine frühere Welt mich mit Sinnen und Ahnen versetzte, mich jetzt in eine selbstgelebte Vorzeit wieder versetzen muß.

11. Brief an Herzog Carl August, 5. Juli 1789.

„Faust“ will ich als Fragment geben aus mehr als einer Ursache. Davon mündlich.

12. Brief an Schiller, 2. Dezember 1794.

Von „Faust“ kann ich jetzt nichts mitteilen, ich wage nicht das Paket aufzuschneiden, das ihn gefangen hält. Ich könnte nicht abschreiben, ohne auszuarbeiten, und dazu fühle ich mir keinen Mut. Kann mich künftig etwas dazu vermögen, so ist es gewiß Ihre Teilnahme.

13. Brief an Schiller, 17. August 1795.

Mit diesem letzten [dem „Faust“] geht mir's wie mit einem Pulver, das sich aus seiner Auflösung nun einmal niedergesetzt hat; solange Sie dran rütteln, scheint es sich wieder zu vereinigen, sobald ich wieder für mich bin, setzt es sich nach und nach zu Boden.

14. Brief an Schiller, 22. Juni 1797.

Da es höchst nötig ist, daß ich mir in meinem jetzigen unruhigen Zustande etwas zu tun gebe, so habe ich mich entschlossen, an meinen „Faust“ zu gehen und ihn, wo nicht zu vollenden, doch wenigstens um ein gutes Teil weiterzubringen, indem ich das, was gedruckt ist, wieder auflöse und mit

dem, was schon fertig oder erfunden ist, in große Massen disponiere, und so die Ausführung des Plans, der eigentlich nur eine Idee ist, näher vorbereite. Nun habe ich ebendiese Idee und deren Darstellung wieder vorgenommen und bin mit mir selbst ziemlich einig. Nun wünschte ich aber, daß Sie die Güte hätten, die Sache einmal in schlafloser Nacht durchzudenken, mir die Forderungen, die Sie an das Ganze machen würden, vorzulegen und so mir meine eignen Träume als ein wahrer Prophet zu erzählen und zu deuten.

Da die verschiednen Teile dieses Gedichts, in Absicht auf die Stimmung, verschieden behandelt werden können, wenn sie sich nur dem Geist und Ton des Ganzen subordinieren, da übrigens die ganze Arbeit subjektiv ist, so kann ich in einzelnen Momenten daran arbeiten, und so bin ich auch jetzt etwas zu leisten imstande.

15. Brief an Schiller, 24. Juni 1797.

Dank für Ihre ersten Worte über den wieder auflebenden „Faust“. Wir werden wohl in der Ansicht dieses Werkes nicht variieren, doch gibt's gleich einen ganz andern Mut zur Arbeit, wenn man seine Gedanken und Vorsätze auch von außen bezeichnet sieht, und Ihre Teilnahme ist in mehr als einem Sinne fruchtbar.

Daß ich jetzt dieses Werk angegriffen habe, ist eigentlich eine Klugheitsache, denn da ich bei Meyers Gesundheitsumständen noch immer erwarten muß, einen nordischen Winter zuzubringen, so mag ich, durch Unmut über fehlgeschlagene Hoffnung, weder mir noch meinen Freunden lästig sein und bereite mir einen Rückzug in diese Symbol-, Ideen- und Nebelwelt mit Lust und Liebe vor.

Ich werde nur vorerst die großen erfundenen und halb be-

arbeiteten Massen zu enden und mit dem, was gedruckt ist, zusammenzustellen suchen, und das so lange treiben, bis sich der Kreis selbst erschöpft.

Leben Sie recht wohl, fahren Sie fort, mir etwas über Gegenstand und Behandlung zu sagen. . . .

16. Brief an Schiller, 27. Juni 1797.

Ihre Bemerkungen zu „Faust“ waren mir sehr erfreulich. Sie treffen, wie es natürlich war, mit meinen Vorsätzen und Plänen recht gut zusammen, nur daß ich mir's bei dieser barbarischen Komposition bequemer mache und die höchsten Forderungen mehr zu berühren als zu erfüllen denke. So werden wohl Verstand und Vernunft, wie zwei Klopffechter, sich grimmig herumschlagen, um abends zusammen freundschaftlich auszuruhen. Ich werde sorgen, daß die Teile anmutig und unterhaltend sind und etwas denken lassen; bei dem Ganzen, das immer ein Fragment bleiben wird, mag mir die neue Theorie des epischen Gedichts zustatten kommen.

17. Faust, Zueignung, 24. Juni 1797.

Zueignung

Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten,
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt,
Versuch' ich wohl, euch diesmal festzuhalten?
Fühl' ich mein Herz noch jenem Bahn geneigt?
Ihr drängt euch zu! nun gut, so mögt ihr walten,
Wie ihr aus Dunst und Nebel um mich steigt;
Mein Busen fühlt sich jugendlich erschüttert
Vom Zauberhauch, der euren Zug umwittert.

Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten steigen auf;
Gleich einer alten halbverklungenen Sage
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf;
Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthisch irren Lauf,
Und nennt die Guten, die, um schöne Stunden
Vom Glück getäuscht, vor mir hinweggeschwunden.

Sie hören nicht die folgenden Gesänge,
Die Seelen, denen ich die ersten sang;
Zerstoben ist das freundliche Gedränge,
Verklungen, ach! der erste Widerklang.
Mein Lied ertönt der unbekannten Menge,
Ihr Beifall selbst macht meinem Herzen bang,
Und was sich sonst an meinem Lied erfreuet,
Wenn es noch lebt, irrt in der Welt zerstreuet.

Und mich ergreift ein längst entwöhntes Sehnen
Nach jenem stillen, ernstesten Geisterreich,
Es schwebet nun in unbestimmten Tönen
Mein lispelnd Lied, der Holsharfe gleich,
Ein Schauer faßt mich, Träne folgt den Tränen,
Das strenge Herz, es fühlt sich mild und weich;
Was ich besitze, seh' ich wie im Weiten,
Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.

18. Brief an Charlotte von Schiller, 14. April 1798.

Vor die schöne Homerische Welt ist gleichfalls ein Vorhang gezogen, und die nordischen Gestalten, Faust und Kompagnie, haben sich eingeschlichen. Das wenige, was ich an dieser

Arbeit gegenwärtig tun kann, fördert immer mehr, als man denkt, indem der kleinste Teil, der zur Masse hinzugefügt wird, die Stimmung zum folgenden sehr bedeutend vermehrt.

19. Brief an Charlotte von Schiller, 21. April 1798.

„Faust“ hat diese Lage immer zugenommen; so wenig es ist, bleibt es eine gute Vorbereitung und Vorbedeutung. Was mich so lange Jahre abgehalten hat, wieder daran zu gehen, war die Schwierigkeit, den alten geronnenen Stoff wieder ins Schmelzen zu bringen. Ich habe nun auf Cellinische Weise ein Schock zinnerne Teller und eine Portion hartes trocknes Holz dran gewendet und hoffe nun, das Werk gehörig im Fluß zu erhalten.

20. Brief an Schiller, 5. Mai 1798.

Meinen „Faust“ habe ich um ein gutes weitergebracht. Das alte, noch vorrätige, höchst konfuse Manuskript ist abgeschrieben, und die Teile sind in abgesonderten Lagen, nach den Nummern eines ausführlichen Schemas hintereinander gelegt. Nun kann ich jeden Augenblick der Stimmung nutzen, um einzelne Teile weiter auszuführen und das Ganze früher oder später zusammenzustellen.

Ein sehr sonderbarer Fall erscheint dabei: einige tragische Szenen waren in Prosa geschrieben, sie sind durch ihre Natürlichkeit und Stärke, in Verhältnis gegen das andere, ganz unerträglich. Ich suche sie deswegen gegenwärtig in Reime zu bringen, da denn die Idee wie durch einen Flor durchscheint, die unmittelbare Wirkung des ungeheuern Stoffes aber gedämpft wird.

21. Faust, Paralipomenon 20, Mai 1798.

In goldnen Frühlings Sonnen-Stunden
Lag ich gebunden
An dies Gesicht.
In holder Dunkelheit der Sinnen
Konnt' ich wohl diesen Traum beginnen,
Vollenden nicht.

22. Brief an Schiller, 11. März 1801.

Mit meinem „Faust“ geht es sachte fort. Wenn ich auch täglich nur wenig mache, so suche ich mir doch den Sinn und den Anteil daran zu erhalten.

23. Brief an Schiller, 18. März 1801.

Keinen eigentlichen Stillstand an „Faust“ habe ich noch nicht gemacht, aber mitunter nur schwache Fortschritte. Da die Philosophen auf diese Arbeit neugierig sind, habe ich mich freilich zusammen zu nehmen.

24. Brief an Zelter, 7. Mai 1807.

Überhaupt habe ich bei Herausgabe meiner Werke sehr lebhaft gefühlt, wie fremd mir diese Sachen geworden sind, ja daß ich fast kein Interesse mehr daran habe. Das geht so weit, daß ich, ohne freundliche treu fortgesetzte Beihülfe, diese zwölf Bändchen gar nicht zusammengebracht hätte. Jetzt haben wir sie aber meist hinter uns, und bis auf einen kommen sie diese Tage sämtlich in Cottas Hände. Da mag nun weiter aus uns werden, was will, so wäre doch so viel gerettet. . . .

Ich freue mich zum voraus auf den Spaß, den Ihnen der fortgesetzte „Faust“ machen wird. Es sind Dinge darin, die Ihnen auch von musikalischer Seite interessant sein werden.

25. Brief an Knebel, 3. oder 4. Mai 1808.

Durch die Tagesblätter kursieren schon Stellen von „Faust“. Hier hast Du einen Vogen, den Du behalten kannst. Ich freue mich, daß dieses Stückwerk bald nicht mehr so ganz zerstückt vor Dir erscheinen wird.

26. Brief an R. F. v. Reinhard, 22. Juni 1808.

Daß die Stanzas der Zueignung meines „Faust“ vorläufig gut gewirkt, ist mir sehr angenehm zu hören, doch muß ich zur Steuer der Wahrheit und zu Ehren meines, wenn ich nicht irre, ziemlich verkannten Inneren versichern, daß diese Strophen schon sehr alt sind und ihre Entstehung keinesweges den Tribulationen der Zeit verdanken, mit denen ich mich auf eine lustigere Weise abzufinden pflege. Soviel habe ich überhaupt bei meinem Lebensgange bemerken können, daß das Publikum nicht immer weiß, wie es mit den Gedichten, sehr selten aber, wie es mit dem Dichter dran ist. Ja, ich leugne nicht, daß, weil ich dieses sehr früh gewahr wurde, es mir von jeher Spaß gemacht hat, Versteckens zu spielen.

27. Gespräch mit Förster, Meyer und Eckermann,
9. November 1825.

Ich hätte „Iphigenie“ und „Lasso“ nicht im Stil von „Faust“ und „Gög“ schreiben können – so wenig, als umgekehrt.

28. Gespräch mit Eckermann, 16. Februar 1826.

Ich tat einen glücklichen Griff mit meinem „Vögel von Verlichingen“; das war doch Wein von meinem Wein und Fleisch von meinem Fleisch, und es war schon etwas damit zu machen.

Beim „Werther“ und „Faust“ mußte ich dagegen wieder in meinen eigenen Busen greifen, denn das Überlieferte war nicht weit her. Das Teufels- und Hexenwesen machte ich nur einmal; ich war froh, mein nordisches Erbteil verzehrt zu haben, und wandte mich zu den Tischen der Griechen. Hätte ich aber so deutlich wie jetzt gewußt, wie viel Vortreffliches seit Jahrhunderten und Jahrtausenden da ist, ich hätte keine Zeile geschrieben, sondern etwas anderes getan.

29. Gespräch mit Friedrich von Müller und Eckermann, 17. Dezember 1824.

Gehört nicht alles, was die Vor- und Mitwelt geleistet, dem Dichter von Rechts wegen an? Warum soll er sich scheuen, Blumen zu nehmen, wo er sie findet? Nur durch Aneignung fremder Schätze entsteht ein Großes. Hab' ich nicht auch im Mephistopheles den Hiob und ein Shakespear-Lied mir angeeignet!

30. Gespräch mit Eckermann, 23. März 1829.

Wir [erzählt Eckermann] sprachen von Schillers Briefen und dem Leben, das sie miteinander geführt, und wie sie sich täglich zu gegenseitigen Arbeiten gehezt und getrieben. „Auch an dem „Faust““, sagte ich, „schien Schiller ein großes Interesse zu nehmen; es ist hübsch, wie er Sie treibt, und sehr lebenswürdig, wie er sich durch seine Idee verleiten läßt, selber am

„Faust“ fortzuerfinden. Ich habe dabei bemerkt, daß etwas Voreilendes in seiner Natur lag.“

„Sie haben recht,“ sagte Goethe, „er war so wie alle Menschen, die zu sehr von der Idee ausgehen. Auch hatte er keine Ruhe und konnte nie fertig werden, wie Sie an den Briefen über den ‚Wilhelm Meister‘ sehen, den er bald so und bald anders haben will. Ich hatte nur immer zu tun, daß ich feststand und seine wie meine Sachen von solchen Einflüssen freihielt und schützte.“

31. Gespräch mit Luden, 19. August 1806.

Wie haben Sie sich denn die Entstehung des „Faust“ gedacht? Habe ich Sie recht verstanden, so sind Sie der Meinung gewesen und sind noch der Meinung, daß der Dichter gar nicht gewußt hat, was er wollte, als er die Dichtung begann, sondern daß er auf das Geratewohl, daß er in das Blaue hinein gedichtet und sich nur des Namens „Faust“ wie einer Schnur bedient habe, um die einzelnen Perlen aufzuziehen und vor der Zerstreuung zu bewahren?

32. Gespräch mit Luden, 19. August 1806.

„Es mögen die Drakelsprüche, Sentimentalitäten, Schelmeereien, Spitzbübereien und Schweinereien auch ihr Interesse haben. Aber es ist ein kleinliches, ein zerhacktes Interesse. Ein höheres Interesse hat doch der ‚Faust‘, die Idee, welche den Dichter beseelt hat, und welche das Einzelne des Gedichtes zum Ganzen verknüpft, für das Einzelne Gesetz ist und dem Einzelnen seine Bedeutung gibt.“

„Darüber könnte freilich der Dichter den besten Aufschluß geben“, [sagte Luden].

„Mit diesem Aufschlußgeben wäre die ganze Herrlichkeit des

Dichters dahin. Der Dichter soll doch nicht sein eigener Erklärer sein und seine Dichtung in alltägliche Prosa fein zerlegen; damit würde er aufhören, Dichter zu sein. Der Dichter stellt seine Schöpfung in die Welt hinaus; es ist die Sache des Lesers, des Ästhetikers, des Kritikers, zu untersuchen, was er mit seiner Schöpfung gewollt hat."

33. Gespräch mit Luden, 19. August 1806.

In der Poesie gibt es keine Widersprüche. Diese sind nur in der wirklichen Welt, nicht in der Welt der Poesie. Was der Dichter schafft, das muß genommen werden, wie er es geschaffen hat. So wie er seine Welt gemacht hat, so ist sie. Was der poetische Geist erzeugt, muß von einem poetischen Gemüt empfangen werden. Ein kaltes Analysieren zerstört die Poesie und bringt keine Wirklichkeit hervor. Es bleiben nur Scherben übrig, die zu nichts dienen und nur inkommodieren.

34. Gespräch mit Eckermann, 6. Mai 1827.

Die Deutschen sind übrigens wunderliche Leute! – Sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und überall hineinlegen, das Leben schwerer, als billig. – Ei! so habt doch endlich einmal die Courage, euch den Eindrücken hinzugeben, euch ergötzen zu lassen, euch rühren zu lassen, euch erheben zu lassen, ja euch belehren und zu etwas Großem entflammen und ermutigen zu lassen; aber denkt nur nicht immer, es wäre alles eitel, wenn es nicht irgend abstrakter Gedanke und Idee wäre!

Da kommen sie und fragen, welche Idee ich in meinem „Faust“ zu verkörpern gesucht? – Als ob ich das selber wüßte und aussprechen könnte! – Vom Himmel durch die Welt zur Hölle, das wäre zur Not etwas; aber das ist keine Idee,

sondern Gang der Handlung. Und ferner, daß der Teufel die Wette verliert, und daß ein aus schweren Verirrungen immerfort zum Besseren aufstrebender Mensch zu erlösen sei, das ist zwar ein wirksamer, manches erklärender, guter Gedanke, aber es ist keine Idee, die dem Ganzen und jeder einzelnen Szene im besondern zugrunde liege. Es hätte auch in der That ein schönes Ding werden müssen, wenn ich ein so reiches, buntes und so höchst mannigfaltiges Leben, wie ich es im „Faust“ zur Anschauung gebracht, auf die magere Schnur einer einzigen durchgehenden Idee hätte reihen wollen!

Es war im ganzen nicht meine Art, als Poet nach Verkörperung von etwas Abstraktem zu streben. Ich empfang in meinem Innern Eindrücke, und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensvoller, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft es mir darbot; und ich hatte als Poet weiter nichts zu tun, als solche Anschauungen und Eindrücke in mir künstlerisch zu runden und auszubilden und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, daß andere dieselben Eindrücke erhielten, wenn sie mein Dargestelltes hörten oder lasen. . . .

Je inkommensurabler und für den Verstand unfasslicher eine poetische Produktion, desto besser.

35. Gespräch mit Falk, 21.(?) Juni 1816.

Ich will nichts davon hören, weder von dem Publikum, noch von der Nachwelt, noch von der Gerechtigkeit, wie sie es nennen, die sie einst meinem Bestreben widerfahren lassen. Ich verwünsche den „Lasso“ bloß deshalb, weil man sagt, daß er auf die Nachwelt kommen wird; ich verwünsche die „Iphigenie“, mit einem Worte, ich verwünsche alles, was diesem

Publikum irgend an mir gefällt. Ich weiß, daß es dem Tag und daß der Tag ihm angehört; aber ich will nun einmal nicht für den Tag leben. . . . Ja, wenn ich es nur je dahin noch bringen könnte, daß ich ein Werk verfaßte – aber ich bin zu alt dazu –, daß die Deutschen mich so ein funfzig oder hundert Jahre hintereinander recht gründlich verwünschten und aller Orten und Enden mir nichts als Übles nachsagten; das sollte mich außer Maßen ergötzen. . . . Sie mögen mich nicht! Das matte Wort! Ich mag sie auch nicht! Ich habe es ihnen nie recht zu Danke gemacht! Vollenbs, wenn mein Walpurgisack nach meinem Tode sich einmal eröffnen und alle bis dahin verschlossenen, stygischen Plagegeister, wie sie mich geplagt, so auch zur Plage für andere wieder loslassen sollte; oder wenn sie in der Fortsetzung von „Faust“ etwa zufällig an die Stelle kämen, wo der Teufel selbst Gnad' und Erbarmen vor Gott findet, das, denke ich doch, vergeben sie mir sobald nicht! Dreißig Jahre haben sie sich nun fast mit den Besenstielen des Blocksberges und den Razengesprächen in der Hexenküche, die im „Faust“ vorkommen, herumgeplagt, und es hat mit dem Interpretieren und dem Allegorisieren dieses dramatisch-humoristischen Unsinnns nie so recht fortgewollt. Wahrlich, man sollte sich in seiner Jugend öfter den Spaß machen und ihnen solche Brocken wie den Brocken hinwerfen. Nahm doch selbst die geistreiche Frau von Staël es übel, daß ich in dem Engelgesang, Gott Vater gegenüber, den Teufel so gutmütig gehalten hätte; sie wollte ihn durchaus grimmiger. Was soll es nun werden, wenn sie ihm auf einer noch höhern Staffel und vielleicht gar einmal im Himmel wieder begegnet?

36. Gespräch mit Kühle von Lilienstern, undatierbar.
Ich heidnisch? Nun ich habe doch Gretchen hinrichten und
Ottilie verhungern lassen; ist das den Leuten nicht christlich
genug? Was wollen sie noch Christlicheres?

37. Gespräch mit Eckermann, 26. Februar 1824.

„Wenn Euer Erzellenz behaupten,“ sagte ich [Eckermann] . . ,
„daß dem Dichter die Welt angeboren sei, so haben Sie wohl
nur die Welt des Innern dabei im Sinne, aber nicht die em-
pirische Welt der Erscheinung und Konvenienz; und wenn
also dem Dichter eine wahre Darstellung derselben gelingen
soll, so muß doch wohl die Erforschung des Wirklichen hin-
zukommen?“

„Allerdings,“ erwiderte Goethe, „es ist so. – Die Region der
Liebe, des Hasses, der Hoffnung, der Verzweiflung, und wie
die Zustände und Leidenschaften der Seele heißen, ist dem
Dichter angeboren, und ihre Darstellung gelingt ihm. Es ist
aber nicht angeboren, wie man Gericht hält oder wie man
im Parlament oder bei einer Kaiserkrönung verfährt; und
um nicht gegen die Wahrheit solcher Dinge zu verstoßen,
muß der Dichter sie aus Erfahrung oder Überlieferung sich
aneignen. So konnte ich im ‚Faust‘ den düstern Zustand des
Lebensüberdresses im Helden, sowie die Liebesempfindungen
Gretchens recht gut durch Antizipation in meiner Macht
haben; allein um zum Beispiel zu sagen:

„Wie traurig steigt die unvollkommne Scheibe
Des späten Monds mit feuchter Glut heran‘,
bedurfte es einiger Beobachtung der Natur.“

„Es ist aber“, sagte ich, „im ganzen ‚Faust‘ keine Zeile, die nicht
von sorgfältiger Durchforschung der Welt und des Lebens
unverkennbare Spuren trüge, und man wird keineswegs er-

innert, als sei Ihnen das alles, ohne die reichste Erfahrung, nur so geschenkt worden."

„Mag sein," antwortete Goethe; „allein hätte ich nicht die Welt durch Antizipation bereits in mir getragen, ich wäre mit sehenden Augen blind geblieben, und alle Erforschung und Erfahrung wäre nichts gewesen als ein ganz totes und vergebliches Bemühen. Das Licht ist da, und die Farben umgeben uns; allein trügen wir kein Licht und keine Farben im eigenen Auge, so würden wir auch außer uns dergleichen nicht wahrnehmen."

38. Beilage zum Briefe an Zelter, 20. November
1829.

Die römische Kirche behandelte von jeher Keger und Teufelsbanner als gleichlautend und belegte sie beiderseits mit dem strengsten Bann, sowie alles, was Wahrsagerei und Zeichen- deutung heißen konnte. Mit dem Wachstum der Kenntnisse, der nähern Einsicht in die Wirkung der Natur scheint aber auch das Bestreben nach wunderbaren geheimnisvollen Kräften zugenommen zu haben. Der Protestantismus befreite die Menschen von aller Furcht vor kirchlichen Strafen; das Studentenwesen wurde freier, gab Gelegenheit zu frechen und liederlichen Streichen; und so scheint sich, in der Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, dieses Teufels- und Zauber- wesen methodischer hervorgetan zu haben, da es bisher nur unter dem verworrenen Pöbel gehauset hatte. Die Geschichte von Faust wurde nach Wittenberg verlegt, also in das Herz des Protestantismus und gewiß von Protestanten selbst; denn es ist in allen den dahin gehörigen Schriften keine pfäffische Bigotterie zu spüren, die sich nie verleugnen läßt. Um die hohe Würde des Mephistopheles anschaulich zu

machen, liegt ein Auszug abschriftlich bei einer Stelle von „Fausts Höllenwang“. Dieses höchst merkwürdige Werk des räsoniertesten Unsinnss soll, nachdem es lange in Abschriften umhergelaufen, zu Passau 1612 gedruckt worden sein. Weder ich noch meine Freunde haben ein solches Original gesehen; aber wir besitzen eine höchst reinliche vollständige Abschrift, der Hand und übrigen Umstände nach, etwa aus der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts.

39. Brief an Zelter, 20. November 1829.

Läßt man sich in historische und etymologische Untersuchungen ein, so gelangt man meistens immerfort ins Ungewissere. Woher der Name Mephistopheles entstanden, wüßte ich direkt nicht zu beantworten; beiliegende Blätter jedoch mögen die Vermutung des Freundes bestätigen, welche demselben gleichzeitig=phantastischen Ursprung mit der Faustischen Legende gibt; nur dürfen wir sie nicht wohl ins Mittelalter setzen: der Ursprung scheint ins sechzehnte und die Ausbildung ins siebzehnte Jahrhundert zu gehören. Die protestantischen Teufelsbeschwörer hatten den kirchlichen Bann nicht unmittelbar zu befürchten, und es gab desto mehr Kophthas, welche die Albernheit, Unbehilflichkeit und leidenschaftliche Begierde der Menschen zu nutzen wußten; denn freilich wäre es leichter, durch einige gezogene Charaktere und unsinniges Gemurmel reich zu werden, als im Schweiß seines Angesichts das tägliche Brot zu essen. Haben wir doch noch vor kurzem im Neustädter Kreise ein dergleichen Nest von Schatzgräbern ausgehoben und damit ein Duzend solcher Wunderschriften, deren aber keine an Wert jenem Roder gleicht, aus welchem beiliegender Auszug gemacht ist.

40. Aus dem „Maskenzug“ 1818.

Mephistopheles tritt vor.

Wie wag' ich's nur bei solcher Jackeln Schimmer!
Man sagt mir nach, ich sei ein böser Geist,
Doch glaubt es nicht! Fürwahr, ich bin nicht schlimmer
Als mancher, der sich hoch-fürtrefflich preist.
Verstellung, sagt man, sei ein großes Laster,
Doch von Verstellung leben wir;
Drum bin ich hier, ich hoffe nicht verhaßter
Als andre jene, vor und hinter mir.

Der kommt mit langem, der mit kurzem Barte,
Und drunter liegt ein glattes Kinn.
Ein Sultan und ein Bauer gleich von Arte
Verstellen sich zu herrlichstem Gewinn,
Euch zu gefallen. So, den Kreis zu füllen,
Komm' ich als böser Geist mit bestem Willen.
Denn böser Wille, Widerspenstigkeit, Verwirrung
Der besten Sache fährdet nicht die Welt,
Wenn scharfes Aug' des Herrschers die Verirrung
Stets unter sich, in kräft'ger Leitung hält;
Und wir besonders können sicher hausen,
Wir spüren nichts; denn alles ist draußen.

Nun hab' ich mancherlei zu sagen,
Es klingt beinah wie ein Gedicht;
Beteur' ich's auch, am Ende glaubt ihr's nicht,
So muß ich's denn wie vieles andre wagen.

Hier steht ein Mann, ihr seht's ihm an,
In Wissenschaften hat er g'nug getan,
Wie dieses Vieleck, das er trägt,

Beweist, er habe sich auf vielerlei gelegt.
Doch da er Kenntniss g'nug erworben,
Ist er der Welt fast abgestorben.
Auch ist, um resolut zu handeln,
Mit heiterm Angesicht zu wandeln,
Sein Aufses nicht von rechter Art,
Zu lang der Rock, zu kraus der Bart;
Und sein Geselle wohlbedächtig
Steckt in den Büchern übernächtig.
Das hat der gute Mann gefühlt
Und sich in die Magie gewühlt.
Mit Zirkeln und Fünfwinkelzeichen
Wollt' er Unendliches erreichen,
Er quälte sich in Kreis und Ring,
Da fühlt' er, daß es auch nicht ging.

Gequält wär' er sein Lebelang;
Da fand er mich auf seinem Gang.
Ich macht' ihm deutlich, daß das Leben,
Zum Leben eigentlich gegeben,
Nicht sollt' in Grillen, Phantasien
Und Spintifiererei entfliehen.
Solang man lebt, sei man lebendig!
Das fand mein Doktor ganz verständig,
Ließ alsobald sich wohlgefallen
Mit mir den neuen Weg zu wallen.
Der führt' uns nun zu andern Künsten,
Die gute Dame war zu Diensten.
An einem Becher Feuerglut
That er sich eilig was zugut.
In einem Wink, eh' man's versah,

Stand er nun freilich anders da;
Vom alten Herrn ist keine Spur,
Das ist derselbe, glaubt es nur.

Und wenn euch dies ein Wunder deucht,
Das übrige ward alles leicht.
Ihr seht den Ritter, den Baron
Mit einem schönen Kinde schon.
Und so gefällt es meinem Sinn,
Der Zauberin und der Nachbarin.
Ich hoffe selbst auf eure Gunst!
Im Alter Jugendkraft entzünden,
Das schönste Kind dem treuesten Freund verbinden,
Das ist gewiß nicht schwarze Kunst.

41. Brief an Zelter, 18. November 1810.

Schließlich melde, daß uns ein seltsames Unternehmen bevorsteht, nämlich den „Faust“ aufzuführen, wie er ist, insofern es nur einigermaßen möglich werden will. Möchten Sie uns wohl mit einiger Musik beistehen; besonders bei dem Ostergesang und dem Einschläferungslied: „Schwindet ihr dunklen Wölungen droben.“

42. Brief an Zelter, 28. Februar 1811.

Daß Sie ablehnen, die Musik zum „Faust“ zu komponieren, kann ich Ihnen nicht verargen. Mein Antrag war etwas leichtsinnig, wie das Unternehmen selbst. Das mag denn auch noch ein Jahr ruhen: denn ich habe durch die Bemühung, welche mir die Vorstellung des „Standhaften Prinzen“ gemacht, ziemlich die Lust erschöpft, die man zu solchen Dingen mitbringen muß.

43. Tag- und Jahreshefte 1812.

Wolff und Riemer machten einen Plan zu Aufführung des „Faust“, wodurch der Dichter verleitet ward, mit diesem Gegenstand sich abermals zu beschäftigen, manche Zwischen-
szenen zu bedenken, ja sogar Dekorationen und sonstiges Erfordernis zu entwerfen.

44. Tag- und Jahreshefte 1814.

Der Besuch des Fürsten Radziwill erregte eine schwer zu befriedigende Sehnsucht; seine genialische, uns glücklich mitfortreißende Komposition zu „Faust“ ließ uns doch nur entfernte Hoffnung sehen, das seltsame Stück auf das Theater zu bringen.

45. Brief an den Grafen Brühl, 1. Mai 1815.

An „Faust“ wird schon seit einigen Jahren probiert, es hat aber noch nicht gelingen wollen. Er steht gar zu weit von theatralischer Vorstellung ab. Man müßte vieles aufopfern; das aber auf andere Weise zu ersetzen, dazu hat Geist und Humor nicht hinreichen wollen. Jedoch darf ich nicht verhehlen, daß wir im Begriff stehn, eine Probe zu machen, und zwar folgendermaßen:

Ich habe die beiden ersten großen Monologe von Faust ins engere gezogen und überdies die Szene zwischen ihm und Wagner herausgeworfen, so, daß vom Anfang:

„Habe nun, ach! Philosophie“ pp.

bis zu den Schlußworten des Chors:

„Euch ist der Meister nah,

Euch ist er da!“

das Monodram in einem fortgeht, und nur durch die Erscheinung des Geistes unterbrochen wird.

Die Absicht ist, Fausten mit seltner musikalischer Begleitung recitieren zu lassen, die Annäherung und Erscheinung des Geistes wird melodramatisch behandelt, das Schlußchor melodisch, woraus denn ein kleines Stück entsteht, welches etwas über eine halbe Stunde dauern mag. Unserm Dels ist die Rolle des Faust zugebracht; wie es gelingt, werde anzuzeigen nicht verfehlen. Vielleicht daß sich hieran auch einige andere Szenen schließen, und wer weiß, wohin es führen kann!

46. Brief an den Grafen Brühl, 2. Juni 1819.

Nun zu Ihrer Anfrage mit Zurücksendung der Zeichnung. Diese Darstellung des Erdgeistes stimmt im ganzen mit meiner Absicht überein. Daß er durchs Fenster hereinsieht, ist gespensterhaft genug. Rembrandt hat diesen Gedanken auf einem radierten Blatte sehr schön benutzt.

Als wir uns hier auch einmal vornahmen, dieses Stück anzugreifen und vorzubereiten, war mein Gedanke gleichfalls nur, einen kolossalen Kopf und Brustteil transparent vorzustellen, und ich dachte, dabei die bekannte Büste Jupiters zugrunde zu legen, da die Worte „schreckliches Gesicht“ auf die Empfindung des Schauenden, der vor einer solchen Erscheinung allerdings erschrecken kann, ebensowohl als auf die Gestalt selbst bezogen werden konnten; auch überhaupt hier nichts Fragenhaftes und Widerliches erscheinen dürfte. Wie man etwa durch flammenartiges Haar und Bart sich dem modernen gespensterhaften Begriff einigermaßen zu nähern hätte, darüber waren wir selbst noch nicht einig; einem klugen Künstler gelingt vielleicht eine der Sache recht gemäße Erfindung.

47. Brief an Zelter, 6. oder 7. Juni 1820.

Was soll ich aber nun zu eurer Faustischen Darstellung sagen? Die treue Relation, die ich Dir verdanke, versetzt mich ganz klar in die wunderbarlichste Region. Die Poesie ist doch wirklich eine Klapperschlange, in deren Rachen man sich mit widerwilligem Willen stürzt. Wenn ihr freilich wie bisher zusammenhaltet, so muß es das seltsamste Werk sein, werden und bleiben, was die Welt gesehen hat.

48. Gespräch mit Soret, 13. April 1823.

Sodann kamen wir auf den „Faust“, über den Goethe oft und gerne redet. Er möchte, daß man ihn ins Französische übersetzte, und zwar im Charakter der Zeit des Marot. Er betrachtet ihn als die Quelle, aus der Byron die Stimmung zu seinem „Manfred“ geschöpft.

49. Über Kunst und Altertum B. VI., Mai 1828.

Faust,

tragédie de Monsieur de Goethe,

traduite en français par Monsieur Stapfer, ornée de
XVII dessins par Monsieur Delacroix.

Wenn ich die französische Übersetzung meines ‚Faust‘ in einer Prachtausgabe vor mir liegen sehe, so werd’ ich erinnert an jene Zeit, wo dieses Werk ersonnen, verfaßt und mit ganz eignen Gefühlen niedergeschrieben worden. Den Beifall, den es nah und fern gefunden und der sich nunmehr auch in typographischer Vollendung ausweist, mag es wohl der seltenen Eigenschaft schuldig sein, daß es für immer die Entwicklungsperiode eines Menschengestes festhält, der von allem, was die Menschheit peinigt, auch gequält, von allem,

was sie beunruhigt, auch ergriffen, in dem, was sie verabscheut, gleichfalls befangen und durch das, was sie wünscht, auch beseligt worden. Sehr entfernt sind solche Zustände gegenwärtig von dem Dichter, auch die Welt hat gewissermaßen ganz andere Kämpfe zu bestehen; indessen bleibt doch meistens der Menschenzustand in Freud' und Leid sich gleich, und der Letztgeborne wird immer noch Ursache finden, sich nach demjenigen umzusehen, was vor ihm genossen und gelitten worden, um sich einigermaßen in das zu schicken, was auch ihm bereitet wird.

Ist nun jenes Gedicht seiner Natur nach in einem düstern Element empfangen, spielt es auf einem zwar mannigfaltigen, jedoch bänglichen Schauplatz, so nimmt es sich in der französischen, alles erheiternden, der Betrachtung, dem Verstande entgegenkommenden Sprache schon um vieles klarer und absichtlicher aus. Seh' ich nun gar ein Folioformat, Papier, Lettern, Druck, Einband, alles ohne Ausnahme bis zum Vollkommenen gesteigert, so verschwindet mir beinahe der Eindruck, den das Werk sonst auch alsdann noch auf mich ausübte, wenn ich es nach geraumer Zeit wieder einmal vor mich nahm, um mich von dessen Dasein und Eigenschaften zu vergewissern.

Dabei ist aber eins besonders merkwürdig, daß ein bildender Künstler sich mit dieser Produktion in ihrem ersten Sinne dergestalt befreundet, daß er alles ursprünglich Düstere in ihr ebenso aufgefaßt und einen unruhig strebenden Helden mit gleicher Unruhe des Griffels begleitet hat.

Herr Delacroix, ein Maler von unleugbarem Talent, der jedoch, wie es uns Älteren von Jüngeren öfters zu geschehen pflegt, den Pariser Kunstfreunden und Kennern viel zu schaffen macht, weil sie weder seine Verdienste leugnen, noch

einer gewissen wilden Behandlungsart mit Beifall begegnen können, Herr Delacroix scheint hier in einem wunderlichen Erzeugnis zwischen Himmel und Erde, Möglichem und Unmöglichem, Rohstem und Zartestem, und zwischen welchen Gegensätzen noch weiter Phantasie ihr verwegnes Spiel treiben mag, sich heimatlich gefühlt und wie in dem Seinigen ergangen zu haben. Dadurch wird denn jener Prachtglanz wieder gedämpft, der Geist vom klaren Buchstaben in eine düstere Welt geführt und die uralte Empfindung einer märchenhaften Erzählung wieder aufgeregt. Ein Weiteres getrauen wir uns nicht zu sagen, einem jeden Beschauer dieses bedeutenden Werks mehr oder weniger den unsrigen analoge Empfindungen zutrauend und gleiche Befriedigung wünschend.

II. Zum zweiten Teil

50. Brief an Schiller, 12. September 1800.

Nach verschiedenen Abenteuern bin ich erst heute früh wieder zu der Jenaischen Ruhe gelangt und habe gleich etwas versucht, aber nichts getan. Glücklicherweise konnte ich diese acht Tage die Situationen festhalten, von denen Sie wissen, und meine Helena ist wirklich aufgetreten. Nun zieht mich aber das Schöne in der Lage meiner Heldin so sehr an, daß es mich betrübt, wenn ich es zunächst in eine Frage verwandeln soll. Wirklich fühle ich nicht geringe Lust, eine ernsthaftige Tragödie auf das Angefangene zu gründen; allein ich werde mich hüten, die Obliegenheiten zu vermehren, deren kümmerliche Erfüllung ohnehin schon die Freude des Lebens wegzehrt.

51. Brief an Schiller, 16. September 1800.

Der Trost, den Sie mir in Ihrem Briefe geben, daß durch die Verbindung des Reinen und Abenteuerlichen ein nicht ganz verwerfliches poetisches Ungeheuer entstehen könne, hat sich durch die Erfahrung schon an mir bestätigt, indem aus dieser Amalgamation seltsame Erscheinungen, an denen ich selbst einiges Gefallen habe, hervortreten.

52. Brief an Schiller, 23. September 1800.

Meine „Helena“ ist die Zeit auch etwas vorwärts gerückt. Die Hauptmomente des Plans sind in Ordnung, und da ich in der Hauptsache Ihre Beistimmung habe, so kann ich mit desto besserem Mute an die Ausführung gehen.

Ich mag mich diesmal gern zusammenhalten und nicht in

die Ferne blicken; aber das sehe ich schon, daß, von diesem Gipfel aus, sich erst die rechte Aussicht über das Ganze zeigen wird.

53. Brief an Zelter, 3. Juni 1826.

Sodann darf ich Dir wohl vertrauen: daß, um der ersten Sendung meiner neuen Ausgabe ein volles Gewicht zu geben, ich die Vorarbeiten eines bedeutenden Werks, nicht in der Ausdehnung, sondern in der Eindichtung, wieder vorgenommen habe, das seit Schillers Tod nicht wieder angesehen worden, auch wohl ohne den jetzigen Anstoß in limbo patrum geblieben wäre. Es ist zwar von der Art, daß es in die neueste Literatur eingreift, daß aber auch niemand, wer es auch sei, eine Ahnung davon haben durfte. Ich hoffe, da es zu Schlichtung eines Streites gedacht ist, große Verwirrung dadurch hervorgebracht zu sehen.

54. Brief an Wilhelm von Humboldt,
22. Oktober 1826.

Ich habe den ganzen Sommer zu Hause zugebracht und ungestört an der Ausgabe meiner Werke fortgearbeitet. Erinnern Sie sich wohl noch, mein Teuerster, einer dramatischen „Helena“, die im zweiten Teile von „Faust“ erscheinen sollte? Aus Schillers Briefen vom Anfang des Jahrhunderts sehe ich, daß ich ihm den Anfang vorzeigte, auch daß er mich zur Fortsetzung treulich ermahnte. Es ist eine meiner ältesten Konzeptionen, sie ruht auf der Puppenspiel-Überlieferung, daß Faust den Mephistopheles genötigt, ihm die Helena zum Beilager heranzuschaffen. Ich habe von Zeit zu Zeit daran fortgearbeitet, aber abgeschlossen konnte das Stück nicht werden, als in der Fülle der Zeiten, da es denn jetzt seine

volle 3000 Jahre spielt, von Trojas Untergang bis zur Einnahme von Missolonghi. Dies kann man also auch für eine Zeiteinheit nehmen, im höhern Sinne; die Einheit des Orts und der Handlung sind aber auch im gewöhnlichen Sinne aufs genaueste beobachtet. Es tritt auf unter dem Titel:

„Helena,
Klassisch-romantische
Phantasmagorie,
Zwischenspiel zu Faust.“

55. Gespräch mit Eckermann, 29. Januar 1827.

Ein versiegeltes Paket lag auf dem Tisch. Goethe legte seine Hand darauf. „Was ist das?“ sagte er: „Es ist die ‚Helena‘, die an Cotta zum Druck abgeht.“ Ich empfand bei diesen Worten mehr, als ich sagen konnte, ich fühlte die Bedeutung des Augenblicks. Denn wie bei einem neuerbauten Schiff, das zuerst in die See geht und wovon man nicht weiß, welche Schicksale es erleben wird, so ist es auch mit dem Gedankenwerk eines großen Meisters, das zuerst in die Welt hinaustritt, um für viele Zeiten zu wirken und mannigfaltige Schicksale zu erzeugen und zu erleben.

„Ich habe“, sagte Goethe, „bis jetzt immer noch Kleinigkeiten daran zu tun und nachzuhelfen gefunden. Endlich aber muß es genug sein, und ich bin nun froh, daß es zur Post geht und ich mich mit befreiter Seele zu etwas anderem wenden kann. Es mag nun seine Schicksale erleben! – Was mich tröstet, ist, daß die Kultur in Deutschland doch jetzt unglaublich hoch steht und man also nicht zu fürchten hat, daß eine solche Produktion lange unverstanden und ohne Wirkung bleiben werde.“

56. Gespräch mit Eckermann, 15. Januar 1827.

Ich [Eckermann] brachte das Gespräch auf den zweiten Teil des „Faust“, insbesondere auf die „Klassische Walpurgisnacht“, die nur noch in der Skizze dalag und wovon Goethe mir vor einiger Zeit gesagt hatte, daß er sie als Skizze wolle drucken lassen. Nun hatte ich mir vorgenommen, Goethen zu raten, dieses nicht zu tun, denn ich fürchtete, sie möchte, einmal gedruckt, für immer unausgeführt bleiben. Goethe mußte in der Zwischenzeit das bedacht haben, denn er kam mir sogleich entgegen, indem er sagte, daß er entschlossen sei, jene Skizze nicht drucken zu lassen. „Das ist mir sehr lieb,“ sagte ich, „denn nun habe ich doch die Hoffnung, daß Sie sie ausführen werden.“ – „In einem Vierteljahre“, sagte er, „wäre es getan, allein woher will die Ruhe kommen! Der Tag macht gar zu viele Ansprüche an mich; es hält schwer, mich so sehr abzusondern und zu isolieren. Diesen Morgen war der Erbgroßherzog bei mir, auf morgen mittag hat sich die Großherzogin melden lassen. Ich habe solche Besuche als eine hohe Gnade zu schätzen, sie verschönern mein Leben; allein sie nehmen doch mein Inneres in Anspruch, ich muß doch bedenken, was ich diesen hohen Personen immer Neues vorlegen und wie ich sie würdig unterhalten will.“

„Und doch“, sagte ich, „haben Sie vorigen Winter die ‚Helena‘ vollendet, und Sie waren doch nicht weniger gestört als jetzt.“ – „Freilich,“ sagte Goethe, „es geht auch, und muß auch gehen, allein es ist schwer.“ – „Es ist nur gut,“ sagte ich, „daß Sie ein so ausführliches Schema haben.“ – „Das Schema ist wohl da,“ sagte Goethe, „allein das Schwierigste ist noch zu tun; und bei der Ausführung hängt doch alles gar zu sehr vom Glück ab. Die ‚Klassische Walpurgisnacht‘ muß in Reimen geschrieben werden, und doch muß alles einen antiken Cha-

rafter tragen. Eine solche Versart zu finden, ist nicht leicht. Und nun den Dialog!" – „Ist denn der nicht im Schema mit erfunden?" sagte ich. – „Wohl das Was," antwortete Goethe, „aber nicht das Wie. Und dann bedenken Sie nur, was alles in jener tollen Nacht zur Sprache kommt! Fausts Rede an die Proserpina, um diese zu bewegen, daß sie die Helena herausgibt; was muß das nicht für eine Rede sein, da die Proserpina selbst zu Tränen davon gerührt wird! Dieses alles ist nicht leicht zu machen und hängt sehr viel vom Glück ab, ja fast ganz von der Stimmung und Kraft des Augenblicks."

57. Brief an Ffen, 23. September 1827.

Hiebei darf nicht unerwähnt bleiben, daß ich, mit der dritten Lieferung meiner Werke zu Ostern die ersten Szenen des zweiten Theils von „Faust" mitzutheilen gedenke, um auf manche Weise ein frisches Licht auf „Helena", welche als der dritte Akt des Ganzen anzusehen ist, zurückzuspiegeln.

58. Brief an Zelter, 26. Juli 1828.

Meine nahe Hoffnung, euch zu Michael die Fortsetzung von „Faust" zu geben, wird mir denn auch durch diese Ereignisse vereitelt. Wenn dies Ding nicht, fortgesetzt, auf einen übermütigen Zustand hindeutet, wenn es den Leser nicht auch nötigt, sich über sich selber hinauszumuten, so ist es nichts wert. Bis jetzt, denk' ich, hat ein guter Kopf und Sinn schon zu tun, wenn er sich will zum Herrn machen von allem dem, was da hineingeheimnisset ist. Dazu bist Du denn gerade der rechte Mann, und es wird Dir auch deshalb die Zeit bis auf die erscheinende Folge nicht zu lange werden.

Der Anfang des zweiten Akts ist gelungen; wir wollen dies

ganz bescheiden aussprechen, weil wir ihn, wenn er nicht dastünde, nicht machen würden. Es kommt nun darauf an, den ersten Akt zu schließen, der bis aufs letzte Detail erfunden ist und ohne dieses Unheil auch schon im behaglichen Reinen ausgeführt stände. Das müssen wir denn auch der vorsichwebenden Zeit überlassen.

59. Gespräch mit Eckermann, 6. Dezember 1829.

Heute nach Tisch las Goethe mir [Eckermann] die erste Szene vom zweiten Akt des „Faust“ . . .

„Da die Konzeption so alt ist“, sagte Goethe, „und ich seit funfzig Jahren darüber nachdenke, so hat sich das innere Material so sehr gehäuft, daß jetzt das Ausscheiden und Ablehnen die schwere Operation ist. Die Erfindung des ganzen zweiten Theiles ist wirklich so alt, wie ich sage. Aber daß ich ihn erst jetzt schreibe, nachdem ich über die weltlichen Dinge so viel klarer geworden, mag der Sache zugute kommen. Es geht mir damit wie einem, der in seiner Jugend sehr viel kleines Silber- und Kupfergeld hat, das er während dem Lauf seines Lebens immer bedeutender einwechselt, so daß er zuletzt seinen Jugendbesitz in reinen Goldstücken vor sich sieht.“

60. Gespräch mit Eckermann, 7. März 1830.

Wir waren heiter und sprachen von Arbeiten und Vorsätzen hin und her. „Es ist nicht gut, daß der Mensch alleine sei,“ sagte Goethe, „und besonders nicht, daß er alleine arbeite; vielmehr bedarf er der Theilnahme und Anregung, wenn etwas gelingen soll. Ich verdanke Schillern die ‚Achilleis‘ und viele meiner Balladen, wozu er mich getrieben, und Sie können es sich zurechnen, wenn ich den zweiten

Teil des ‚Faust‘ zustande bringe. Ich habe es Ihnen schon oft gesagt, aber ich muß es wiederholen, damit Sie es wissen.“ Ich freute mich dieser Worte, im Gefühl, daß daran viel Wahres sein möge.

61. Gespräch mit Eckermann, 13. Februar 1831.

Bei Goethe zu Tisch. Er erzählt mir [Eckermann], daß er im vierten Akt des „Faust“ fortfahre und daß ihm jetzt der Anfang so gelungen, wie er es gewünscht. „Das, was geschehen sollte,“ sagte er, „hatte ich, wie Sie wissen, längst; allein mit dem Wie war ich noch nicht ganz zufrieden, und da ist es mir nun lieb, daß mir gute Gedanken gekommen sind. Ich werde nun diese ganze Lücke, von der ‚Helena‘ bis zum fertigen fünften Akt, durchersuchen und in einem ausführlichen Schema niederschreiben, damit ich sodann mit völligem Behagen und Sicherheit ausführen und an den Stellen arbeiten kann, die mich zunächst anmuten. Dieser Akt bekommt wieder einen ganz eigenen Charakter, so daß er, wie eine für sich bestehende kleine Welt, das übrige nicht berührt und nur durch einen leisen Bezug zu dem Vorhergehenden und Folgenden sich dem Ganzen anschließt.“

„Er wird also“, sagte ich, „völlig im Charakter des übrigen sein; denn im Grunde sind doch der Auerbachsche Keller, die Hexenküche, der Blocksberg, der Reichstag, die Masquerade, das Papiergeld, das Laboratorium, die Klassische Walpurgisnacht, die Helena lauter für sich bestehende kleine Weltenkreise, die, in sich abgeschlossen, wohl aufeinander wirken, aber doch einander wenig angehen. Dem Dichter liegt daran, eine mannigfaltige Welt auszusprechen, und er benutzt die Fabel eines berühmten Helden bloß als eine Art von durchgehender Schnur, um darauf aneinanderzureihen, was er

Lust hat. Es ist mit der ‚Odyssee‘ und dem ‚Gil-Blas‘ auch nicht anders.“

„Sie haben vollkommen recht,“ sagte Goethe; „auch kommt es bei einer solchen Komposition bloß darauf an, daß die einzelnen Massen bedeutend und klar seien, während es als ein Ganzes immer inkommensurabel bleibt, aber ebendeshwegen, gleich einem unaufgelösten Problem, die Menschen zu wiederholter Betrachtung immer wieder anlockt.“

62. Gespräch mit Eckermann, 17. Februar 1831.

Goethe ließ den gehefteten neuen „Faust“ hereinbringen, und ich war erstaunt über die Masse des Geschriebenen, das im Manuskript als ein guter Folioband mir vor Augen war.

„Es ist doch alles“, sagte ich, „seit den sechs Jahren gemacht, die ich hier bin, und doch haben Sie bei dem andern vielen, was seitdem geschehen, nur sehr wenige Zeit darauf verwenden können. Man sieht aber, wie etwas heranwächst, wenn man auch nur hin und wieder etwas hinzutut.“

„Davon überzeugt man sich besonders, wenn man älter wird,“ sagte Goethe, „während die Jugend glaubt, es müsse alles an einem Tage geschehen. Wenn aber das Glück mir günstig ist und ich mich ferner wohl befinde, so hoffe ich in den nächsten Frühlingsmonaten am vierten Akt sehr weit zu kommen. Es war auch dieser Akt, wie Sie wissen, längst erfunden; allein da sich das übrige während der Ausführung so sehr gesteigert hat, so kann ich jetzt von der frühern Erfindung nur das Allgemeinste brauchen, und ich muß nun auch dieses Zwischenstück durch neue Erfindungen so heraneheben, daß es dem anderen gleich werde.“

„Es kommt doch in diesem zweiten Teil“, sagte ich, „eine weit reichere Welt zur Erscheinung als im ersten.“

„Ich sollte denken“, sagte Goethe. „Der erste Teil ist fast ganz subjektiv; es ist alles aus einem befangeneren, leidenschaftlicheren Individuum hervorgegangen, welches Halbdunkel den Menschen auch so wohlthun mag. Im zweiten Teile aber ist fast gar nichts Subjektives, es erscheint hier eine höhere, breitere, hellere, leidenschaftslosere Welt, und wer sich nicht etwas umgetan und einiges erlebt hat, wird nichts damit anzufangen wissen.“

63. Brief an H. Meyer, 20. Juli 1831.

Wundersam bleibt es immer, wie sich der von allem absondernde, teils revolutionäre, teils einsiedlerische Egoismus durch die lebendigen Tätigkeiten aller Art hindurchzieht.

Den meinen, will ich nur bekennen, hab ich ins Innerste der Produktion zurückgezogen und den, nunmehr seit vollen vier Jahren, wieder ernstlich aufgenommenen zweiten Teil des „Faust“ in sich selbst arrangiert, bedeutende Zwischenlücken ausgefüllt und vom Ende herein, vom Anfang zum Ende, das Vorhandene zusammengeschlossen. Dabei hoffe ich, es soll mir geglückt sein, allen Unterschied des Früheren und Späteren ausgelöscht zu haben.

Ich wußte schon lange her, was, ja sogar wie ich's wollte, und trug es als ein inneres Märchen seit soviel Jahren mit mir herum, führte aber nur die einzelnen Stellen aus, die mich von Zeit zu Zeit näher anmuteten. Nun sollte und konnte dieser zweite Teil nicht so fragmentarisch sein, als der erste. Der Verstand hat mehr Recht daran, wie man auch wohl schon an dem davon gedruckten Teil ersehen haben wird. Freilich bedurfte es zuletzt einen recht kräftigen Entschluß, das Ganze zusammenzuarbeiten, daß es vor einem gebildeten Geiste bestehen könne. Ich bestimmte daher fest in mir, daß

es noch vor meinem Geburtstage vollendet sein müsse. Und so wird es auch; das Ganze liegt vor mir, und ich habe nur noch Kleinigkeiten zu berichtigen; so siegle ich's ein, und dann mag es das spezifische Gewicht meiner folgenden Bände, wie es auch damit werden mag, vermehren. Wenn es noch Probleme genug enthält, indem, der Welt- und Menschen- geschichte gleich, das zuletzt aufgelöste Problem immer wieder ein neues, aufzulösendes darbietet, so wird es doch gewiß denjenigen erfreuen, der sich auf Miene, Wink und leise Hindeutung versteht. Er wird sogar mehr finden, als ich geben konnte.

Und so ist nun ein schwerer Stein über den Berggipfel auf die andere Seite hinabgewälzt. Gleich liegen aber wieder andere hinter mir, die auch wieder gefördert sein wollen, damit erfüllt werde, was geschrieben steht: „Solche Mühe hat Gott dem Menschen gegeben.“

64. Brief an W. von Humboldt, 1. Dezember 1831.

Von meinem „Faust“ ist viel und wenig zu sagen; gerade zu einer günstigen Zeit fiel mir das Diktum ein:

„Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So kommandiert die Poesie.“

Und durch eine geheime psychologische Wendung, welche vielleicht studiert zu werden verdient, glaube ich mich zu einer Art von Produktion erhoben zu haben, welche bei völligem Bewußtsein dasjenige hervorbrachte, was ich jetzt noch selbst billige, ohne vielleicht jemals in diesem Flusse wieder schwimmen zu können, ja was Aristoteles und andere Prosaisken einer Art von Wahnsinn zuschreiben würden. Die Schwierigkeit des Gelingens bestand darin, daß der zweite Teil des

„Faust“, dessen gedruckten Partien Sie vielleicht einige Aufmerksamkeit geschenkt haben, seit funfzig Jahren in seinen Zwecken und Motiven durchgedacht und fragmentarisch, wie mir eine oder die andere Situation gefiel, durchgearbeitet war, das Ganze aber lückenhaft blieb.

Nun hat der Verstand an dem zweiten Teile mehr Forderung als an dem ersten, und in diesem Sinne mußte dem vernünftigen Leser mehr entgegengearbeitet werden, wenn ihm auch an Übergängen zu supplieren genug übrig blieb. Das Ausfüllen gewisser Lücken war sowohl für historische als ästhetische Stetigkeit nötig, welches ich so lange fortsetzte, bis ich endlich für rätlich hielt, auszurufen:

„Schließet den Wäff'rungskanal, genugsam tranken
die Wiesen.“

65. Gespräch mit Sulpiz Boisserée, 3. August 1815. Dann kommt er [Goethe] auf den „Faust“; der erste Teil ist geschlossen mit Gretchens Tod, nun muß es par ricochet noch einmal anfangen; das sei recht schwer, dazu habe jetzt der Maler eine andere Hand, einen andern Pinsel, was er jetzt zu produzieren vermöchte, würde nicht mit dem Frühern zusammengehen. Ich [Boisserée] erwidere: Er dürfe sich keine Skrupel darüber machen, ein anderer vermöchte sich in einen andern zu versetzen, wie viel eher doch der Meister in seine frühern Werke. — Goethe: „Ich gebe es gerne zu, vieles ist auch schon fertig.“ — Ich frage nach dem Ende. — Goethe: „Das sage ich nicht, darf es nicht sagen, aber es ist auch schon fertig, und sehr gut und grandios geraten, aus der besten Zeit.“ — „Ich denke mir, der Teufel behalte unrecht.“ — Goethe: „Faust macht im Anfang dem Teufel eine Bedingung, woraus alles folgt.“

66. Brief an R. E. Schubarth, 3. November 1820.

Was Sie von „Zueignung“ und „Vorspiel“ sagen, ist untadelig; rührend aber waren mir Ihre Konjekturen über den zweiten Teil des „Faust“ und über die Auflösung. Daß man sich dem Ideellen nähern und zuletzt darin sich entfalten werde, haben Sie ganz richtig gefühlt; allein meine Behandlung mußte ihren eignen Weg nehmen, und es gibt noch manche herrliche, reale und phantastische Irrtümer auf Erden, in welchen der arme Mensch sich edler, würdiger, höher, als im ersten gemeinen Teile geschieht, verlieren dürfte.

Durch diese sollte unser Freund Faust sich auch durchwürgen. In der Einsamkeit der Jugend hätte ich's aus Ahnung geleistet, am hellen Tage der Welt sah' es wie ein Pasquill aus. Auch den Ausgang haben Sie richtig gefühlt. Mephistopheles darf seine Wette nur halb gewinnen, und wenn die halbe Schuld auf Faust ruhen bleibt, so tritt das Begnadigungsrecht des alten Herrn sogleich herein, zum heitersten Schluß des Ganzen.

Sie haben mich hierüber wieder so lebhaft denken machen, daß ich's Ihnen zuliebe noch schreiben wollte.

67. Gespräch mit Riemer, undatierbar.

Lizian, der große Kolorist, malte im hohen Alter diejenigen Stoffe, die er früher so konkret nachzuahmen gewußt hatte, auch nur in abstracto, zum Beispiel den Sammet nur als Idee davon: eine Anekdote, die Goethe mir [Riemer] mehrmals mit Beziehung auf sich erzählte.

68. Gespräch mit Eckermann, 12. (?) März 1826.

Hier also der Anfang! Da Sie mich kennen, so werden Sie nicht überrascht sein, ganz in meiner bisherigen milden Art!

es ist, als wäre alles in dem Mantel der Versöhnung eingehüllt. Wenn man bedenkt, welche Greuel beim Schluß des zweiten Akts auf Gretchen einstürzten und rückwirkend Fausts ganze Seele erschüttern mußten, so konnt' ich mir nicht anders helfen, als den Helden, wie ich's getan, völlig zu paralisieren und als vernichtet zu betrachten, und aus solchem scheinbaren Tode ein neues Leben anzuzünden. Ich mußte hiebei eine Zuflucht zu wohlthätigen mächtigen Geistern nehmen, wie sie uns in der Gestalt und im Wesen von Elfen überliefert sind. Es ist alles Mitleid und das tiefste Erbarmen. Da wird kein Gericht gehalten und da ist keine Frage, ob er es verdient oder nicht verdient habe, wie es etwa von Menschenrichtern geschehen könnte. Bei den Elfen kommen solche Dinge nicht in Erwägung. Ihnen ist es gleich, ob er ein Heiliger oder ein Böser, in Sünde Versunkener ist, „ob er heilig, ob er böse, jammert sie der Unglücksman“, und so fahren sie in versöhnender Weise beschwichtigend fort und haben nichts Höheres im Sinne, als ihn durch einen kräftigen tiefen Schlummer die Greuel der erlebten Vergangenheit vergessen zu machen: „Erst badet ihn im Tau aus Lethes Flut.“

69. Gespräch mit Eckermann, 6. Mai 1827.

Ich [Eckermann] machte bemerflich, daß es mir vorkomme, als ob die in Terzinen geschriebene prächtige Beschreibung des Sonnenaufgangs in der ersten Szene vom zweiten Teile des „Faust“ aus der Erinnerung jener Natureindrücke des Bierwaldstätter Sees entstanden sein möchte.

„Ich will es nicht leugnen,“ sagte Goethe, „daß diese Anschauungen dort herrühren; ja ich hätte ohne die frischen Eindrücke jener wundervollen Natur den Inhalt der Ter-

zinen gar nicht denken können. Das ist aber auch alles, was ich aus dem Golde meiner Zell-Lokalitäten mir gemünzt habe. Das übrige ließ ich Schillern, der denn auch davon, wie wir wissen, den schönsten Gebrauch gemacht."

70. Gespräch mit Eckermann, 20. Dezember 1829.

So auch gedachten wir des großen Karnevals, und inwiefern es möglich, es auf der Bühne zur Erscheinung zu bringen. „Es wäre doch noch ein wenig mehr“, sagte ich, „wie der Markt von Neapel.“ – „Es würde ein sehr großes Theater erfordern,“ sagte Goethe, „und es ist fast nicht denkbar.“ – „Ich hoffe es noch zu erleben“, war meine Antwort. „Besonders freue ich mich auf den Elefanten, von der Klugheit gelenkt, die Viktoria oben, und Furcht und Hoffnung in Ketten an den Seiten. Es ist doch eine Allegorie, wie sie nicht leicht besser existieren möchte.“

„Es wäre auf der Bühne nicht der erste Elefant,“ sagte Goethe. „... . Aber das Ganze ist viel zu groß und erfordert einen Regisseur, wie es deren nicht leicht gibt.“

„... Wenn das alles so zur Erscheinung käme,“ [sagte ich] „wie Sie es gedacht haben, das Publikum müßte vor Erstaunen dasitzen und gestehen, daß es ihm an Geist und Sinnen fehle, den Reichtum solcher Erscheinungen würdig aufzunehmen.“

„Geht nur,“ sagte Goethe, „und laßt mir das Publikum, von dem ich nichts hören mag. Die Hauptsache ist, daß es geschrieben steht; mag nun die Welt damit gebaren, so gut sie kann, und es benutzen, soweit sie es fähig ist.“

Wir sprachen darauf über den Knaben Lenker.

„Daß in der Maske des Plutus der Faust steckt, und in der Maske des Geizes der Mephistopheles, werden Sie gemerkt haben. Wer aber ist der Knabe Lenker?“ – Ich zauderte und

mußte nicht zu antworten. „Es ist der Euphorion!“ sagte Goethe. — „Wie kann aber dieser“, fragte ich, „schon hier im Karneval erscheinen, da er doch erst im dritten Akt geboren wird?“ — „Der Euphorion“, antwortete Goethe, „ist kein menschliches, sondern nur ein allegorisches Wesen. Es ist in ihm die Poesie personifiziert, die an keine Zeit, an keinen Ort und an keine Person gebunden ist. Derselbige Geist, dem es später beliebt, Euphorion zu sein, erscheint jetzt als Knabe Lenker, und er ist darin den Gespenstern ähnlich, die überall gegenwärtig sein und zu jeder Stunde hervortreten können.“

71. Gespräch mit Eckermann, 10. Januar 1830.

Heute zum Nachtsisch bereitete Goethe mir [Eckermann] einen hohen Genuß, indem er mir die Szene vorlas, wo Faust zu den Müttern geht. . . .

Ich hatte das Dargestellte wohl gehört und wohl empfunden, aber es blieb mir so vieles rätselhaft, daß ich mich gedrungen fühlte, Goethe um einigen Aufschluß zu bitten. Er aber, in seiner gewöhnlichen Art, hüllte sich in Geheimnisse, indem er mich mit großen Augen anblickte und mir die Worte wiederholte:

„Die Mütter! Mütter! 's klingt so wunderbar! —“

„Ich kann Ihnen weiter nichts verraten,“ sagte er darauf, „als daß ich beim Plutarch gefunden, daß im griechischen Altertume von Müttern als Gottheiten die Rede gewesen. Dies ist alles, was ich der Überlieferung verdanke, das übrige ist meine eigene Erfindung.“

72. Gespräch mit Eckermann, 6. Dezember 1829.
Wir sprachen über die Figur des Bakfalaureus. „Ist in ihm“, sagte ich, „nicht eine gewisse Klasse ideeller Philosophen gemeint?“ – „Nein,“ sagte Goethe, „es ist die Unmaßlichkeit in ihm personifiziert, die besonders der Jugend eigen ist, wovon wir in den ersten Jahren nach unserem Befreiungskriege so auffallende Beweise hatten. Auch glaubt jeder in seiner Jugend, daß die Welt eigentlich erst mit ihm angefangen und daß alles eigentlich um seinerwillen da sei. Sodann hat es im Orient wirklich einen Mann gegeben, der jeden Morgen seine Leute um sich versammelte und sie nicht eher an die Arbeit gehen ließ, als bis er der Sonne geheißen aufzugehen. Aber hierbei war er so klug, diesen Befehl nicht eher auszusprechen, als bis die Sonne wirklich auf dem Punkt stand, von selber zu erscheinen.“

73. Gespräch mit Eckermann, 16. Dezember 1829.
Heute nach Tisch las Goethe mir [Eckermann] die zweite Szene des zweiten Akts von „Faust“, wo Mephistopheles zu Wagner geht, der durch chemische Künste einen Menschen zu machen im Begriff ist. Das Werk gelingt, der Homunkulus erscheint in der Flasche, als leuchtendes Wesen, und ist sogleich tätig. Wagners Fragen über unbegreifliche Dinge lehnt er ab, das Räsonieren ist nicht seine Sache; er will handeln, und da ist ihm das nächste unser Held Faust, der in seinem paralytisierten Zustande einer höheren Hilfe bedarf. Als ein Wesen, dem die Gegenwart durchaus klar und durchsichtig ist, sieht der Homunkulus das Innere des schlafenden Faust, den ein schöner Traum von der Leda beglückt, wie sie, in anmutiger Gegend badend, von Schwänen besucht wird. Indem der Homunkulus diesen Traum aus-

spricht, erscheint vor unserer Seele das reizendste Bild. Mephistopheles sieht davon nichts, und der Homunkulus verspottet ihn wegen seiner nordischen Natur.

„Überhaupt“, sagte Goethe, „werden Sie bemerken, daß der Mephistopheles gegen den Homunkulus in Nachteil zu stehen kommt, der ihm an geistiger Klarheit gleicht und durch seine Tendenz zum Schönen und förderlich Tätigen so viel vor ihm voraus hat. Übrigens nennt er ihn Herr Wetter; denn solche geistige Wesen wie der Homunkulus, die durch eine vollkommene Menschwerdung noch nicht verdüstert und beschränkt worden, zählte man zu den Dämonen, wodurch denn unter beiden eine Art von Verwandtschaft existiert.“

„Gewiß“, sagte ich, „erscheint der Mephistopheles hier in einer untergeordneten Stellung; allein ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß er zur Entstehung des Homunkulus heimlich gewirkt hat, so wie wir ihn bisher kennen und wie er auch in der ‚Helena‘ immer als heimlich wirkendes Wesen erscheint. Und so hebt er sich denn im ganzen wieder und kann sich in seiner superioren Ruhe im einzelnen wohl etwas gefallen lassen.“

„Sie empfinden das Verhältnis sehr richtig,“ sagte Goethe; „es ist so, und ich habe schon gedacht, ob ich nicht dem Mephistopheles, wie er zu Wagner geht und der Homunkulus im Werden ist, einige Verse in den Mund legen soll, wodurch seine Mitwirkung ausgesprochen und dem Leser deutlich würde.“

„Das könnte nicht schaden“, sagte ich: „Angedeutet jedoch ist es schon, indem Mephistopheles die Szene mit den Worten schließt:

„Am Ende hängen wir doch ab
Von Kreaturen, die wir machten.““

„Sie haben recht,“ sagte Goethe, „dies könnte dem Aufmerkenden fast genug sein; indes will ich doch noch auf einige Verse sinnen.“

„Aber“, sagte ich, „jenes Schlußwort ist ein großes, das man nicht so leicht ausdenken wird.“

„Ich dünkte,“ sagte Goethe, „man hätte eine Weile daran zu zehren. Ein Vater, der sechs Söhne hat, ist verloren, er mag sich stellen, wie er will. Auch Könige und Minister, die viele Personen zu großen Stellen gebracht haben, mögen aus ihrer Erfahrung sich etwas dabei denken können.“

Fausts Traum von der Leda trat mir wieder vor die Seele, und ich übersah dieses im Geist als einen höchst bedeutenden Zug in der Komposition.

„Es ist wunderbar,“ sagte ich, „wie in einem solchen Werke die einzelnen Teile aufeinander sich beziehen, aufeinander wirken und einander ergänzen und heben. Durch diesen Traum von der Leda hier im zweiten Akt gewinnt später die ‚Helena‘ erst das eigentliche Fundament. Dort ist immer von Schwänen und einer Schwanerzeugten die Rede, aber hier erscheint diese Handlung selbst; und wenn man nun mit dem sinnlichen Eindruck solcher Situation später zur ‚Helena‘ kommt, wie wird dann alles deutlicher und vollständiger erscheinen!“

Goethe gab mir recht, und es schien ihm lieb, daß ich dieses bemerkte. „So auch“, sagte er, „werden Sie finden, daß schon immer in diesen früheren Akten das Klassische und Romantische anklingt und zur Sprache gebracht wird, damit es, wie auf einem steigenden Terrain, zur ‚Helena‘ hinaufgehe, wo beide Dichtungsformen entschieden hervortreten und eine Art von Ausgleichung finden.“

„Die Franzosen“, fuhr Goethe fort, „fangen nun auch an, über diese Verhältnisse richtig zu denken. Es ist alles gut

und gleich', sagen sie, „Klassisches wie Romantisches, es kommt nur darauf an, daß man sich dieser Formen mit Verstand zu bedienen und darin vortrefflich zu sein vermöge. So kann man auch in beiden absurd sein, und dann taugt das eine so wenig wie das andere.' Ich dünkte, das wäre vernünftig und ein gutes Wort, womit man sich eine Weile beruhigen könnte."

74. Gespräch mit Eckermann, 20. Dezember 1829.

Mir [Eckermann] trat . . der „Faust“ wieder vor die Seele, und ich gedachte des Homunkulus, und wie man diese Figur auf der Bühne deutlich machen wolle. „Wenn man auch das Pörsönchen selber nicht sähe,“ sagte ich, „doch das Leuchtende in der Flasche müßte man sehen, und das Bedeutende, was er zu sagen hat, müßte doch so vorgetragen werden, wie es von einem Kinde nicht geschehen kann.“

„Wagner“, sagte Goethe, „darf die Flasche nicht aus den Händen lassen, und die Stimme müßte so kommen, als wenn sie aus der Flasche käme. Es wäre eine Rolle für einen Bauchredner, wie ich deren gehört habe, und der sich gewiß gut aus der Affäre ziehen würde.“

75. Gespräch mit Eckermann, 21. Februar 1831.

Schellings „Kabiren“ brachten das Gespräch auf die „Klassische Walpurgisnacht“, und wie sich diese von den Brockenszenen des ersten Teiles unterscheide.

„Die alte Walpurgisnacht“, sagte Goethe, „ist monarchisch, indem der Teufel dort überall als entschiedenes Oberhaupt respektiert wird; die klassische aber ist durchaus republikanisch, indem alles in der Breite nebeneinander steht, so daß der eine

so viel gilt wie der andere und niemand sich subordiniert und sich um den andern bekümmert."

"Auch", sagte ich, "sondert sich in der klassischen alles in scharf umrissene Individualitäten, während auf dem deutschen Blockberg jedes einzelne sich in eine allgemeine Herdenmasse auflöst."

"Deshalb", sagte Goethe, "weiß auch der Mephistopheles, was es zu bedeuten hat, wenn der Homunkulus ihm von thessalischen Heren redet. Ein guter Kenner des Altertums wird bei dem Wort thessalische Heren sich auch einiges zu denken vermögen, während es dem Ungelehrten ein bloßer Name bleibt."

"Das Altertum", sagte ich, "mußte Ihnen doch sehr lebendig sein, um alle jene Figuren wieder so frisch ins Leben treten zu lassen und sie mit solcher Freiheit zu gebrauchen und zu behandeln, wie Sie es getan haben."

"Ohne eine lebenslängliche Beschäftigung mit der bildenden Kunst", sagte Goethe, "wäre es mir nicht möglich gewesen. Das Schwierige indessen war, sich bei so großer Fülle mäßig zu halten und alle solche Figuren abzulehnen, die nicht durchaus zu meiner Intention paßten. So habe ich zum Beispiel von dem Minotaurus, den Harpyen und einigen anderen Ungeheuern keinen Gebrauch gemacht."

"Aber was Sie in jener Nacht erscheinen lassen," sagte ich, "ist alles so zusammengehörig und so gruppiert, daß man es sich in der Einbildungskraft leicht und gern zurückruft und alles willig ein Bild macht. Die Maler werden sich so gute Anlässe auch gewiß nicht entgehen lassen; besonders freue ich mich, den Mephistopheles bei den Phorkyaden zu sehen, wo er im Profil die famöse Maske probiert."

„Es stecken darin einige gute Späße,“ sagte Goethe, „welche die Welt über kurz oder lang auf manche Weise benutzen wird.“

76. Gespräch mit Eckermann, 21. März 1830.

„Was darin [in der ‚Klassischen Walpurgisnacht‘] von Piken vorkommt, habe ich so von den besonderen Gegenständen abgelöst und ins Allgemeine gespielt, daß es zwar dem Leser nicht an Beziehungen fehlen, aber niemand wissen wird, worauf es eigentlich gemeint ist. Ich habe jedoch gestrebt, daß alles, im antiken Sinne, in bestimmten Umrissen dastehe und daß nichts Wages, Ungewisses vorkomme, welches dem romantischen Verfahren gemäß sein mag.

„Der Begriff von klassischer und romantischer Poesie, der jetzt über die ganze Welt geht und so viel Streit und Spaltungen verursacht,“ fuhr Goethe fort, „ist ursprünglich von mir und Schiller ausgegangen. Ich hatte in der Poesie die Maxime des objektiven Verfahrens und wollte nur dieses gelten lassen. Schiller aber, der ganz subjektiv wirkte, hielt seine Art für die rechte, und um sich gegen mich zu wehren, schrieb er den Aufsatz über naive und sentimentale Dichtung. Er bewies mir, daß ich selber, wider Willen, romantisch sei, und meine ‚Iphigenie‘, durch das Vorwalten der Empfindung, keineswegs so klassisch und im antiken Sinne sei, als man vielleicht glauben möchte. Die Schlegel ergriffen die Idee und trieben sie weiter, so daß sie sich denn jetzt über die ganze Welt ausgedehnt hat und nun jedermann von Klassizismus und Romantizismus redet, woran vor fünfzig Jahren niemand dachte.“

77. Faust Paralipomenon 123, 10. Juni 1826.

Helena, klassisch-romantische Phantasmagorie,
Zwischenspiel zu Faust.

Dem alten, auf die ältere von Faust umgehende Fabel gegründeten Puppenspiel gemäß, sollte im zweiten Teil meiner Tragödie gleichfalls die Verwegenheit Fausts dargestellt werden, womit er die schönste Frau, von der uns die Überlieferung meldet, die schöne Helena aus Griechenland in die Arme begehrt. Dieses war nun nicht durch Bloßsbergs Genossen, ebensowenig durch die häßliche, nordischen Hexen und Vampiren nahverwandte Enyo zu erreichen, sondern, wie in dem zweiten Teile alles auf einer höhern und edlern Stufe gefunden wird, in den Bergklüften Thessaliens unmittelbar bei dämonischen Sibyllen zu suchen, welche durch merkwürdige Verhandlungen es zuletzt dahin vermittelten, daß Persephone der Helena erlaubte, wieder in die Wirklichkeit zu treten, mit dem Beding, daß sie sich nirgends als auf dem eigentlichen Boden von Sparta des Lebens wieder erfreuen solle; nicht weniger, mit fernerer Bedingung, daß alles übrige, sowie das Gewinnen ihrer Liebe, auf menschlichem Wege zugehen müsse; mit phantastischen Einleitungen solle es so streng nicht genommen werden.

Dieses Zwischenspiel war gleich bei der ersten Konzeption des Ganzen ohne weiteres bestimmt und von Zeit zu Zeit an die Entwicklung und Ausführung gedacht, worüber ich jedoch kaum Rechenschaft geben könnte. Nur bemerke ich, daß in der Schillerschen Korrespondenz vom Jahre 1800 dieser Arbeit als einer ernstlich vorgenommenen Erwähnung geschieht; wobei ich mich denn gar wohl erinnere, daß von Zeit zu Zeit, auf des Freundes Betrieb, wieder Hand angelegt wurde,

auch die lange Zeit her, wie gar manches andere, was ich früher unternommen, wieder ins Gedächtnis gerufen ward.

78. Aufsätze zur Literatur, März oder April 1827.

So sprechen wir den Wunsch aus: er [Hinrichs] möge sich des von uns dargestellten Verhältnisses von Faust zu Helena gleichmäßig annehmen; ein Verhältnis, das in freierer Kunstregion hervortritt und auf höhere Ansichten hindeutet, als jenes frühere, das in dem Wust mißverständener Wissenschaft, bürgerlicher Beschränktheit, sittlicher Verwirrung, abergläubischen Wahns zugrunde ging, und nur durch einen Hauch von oben, der sich zu dem natürlichen Gefühl des Guten und Rechten gesellte, für die Ewigkeit gerettet werden konnte.

79. Gespräch mit August von Goethe und Eckermann, 18. April 1827.

Der junge Goethe hatte die „Helena“ seines Vaters gelesen und sprach darüber mit vieler Einsicht eines natürlichen Verstandes. Über den im antiken Sinne gedichteten Teil ließ er eine entschiedene Freude blicken, während ihm die opernartige romantische Hälfte, wie man merken konnte, beim Lesen nicht lebendig geworden.

„Du hast im Grunde recht, und es ist ein eigenes Ding“, sagte Goethe. „Man kann zwar nicht sagen, daß das Vernünftige immer schön sei; allein das Schöne ist doch immer vernünftig, oder wenigstens es sollte so sein. Der antike Teil gefällt dir aus dem Grunde, weil er faßlich ist, weil du die einzelnen Teile übersehen und du meiner Vernunft mit der deinigen beikommen kannst. In der zweiten Hälfte ist zwar auch allerlei Verstand und Vernunft gebraucht und

verarbeitet worden; allein es ist schwer und erfordert einiges Studium, ehe man den Dingen beikommt und ehe man mit eigener Vernunft die Vernunft des Autors wieder herausfindet."

80. Brief an Zelter, Juli 1827.

Was Du über Diktion sagst, ist mir nicht unbekannt geblieben. Wenn die Menschen zum Beispiel irgendein theatrales Gedicht loben wollen, so sagen sie: es habe eine sehr schöne Sprache; was aber eigentlich gesprochen sei, davon nimmt man selten Kenntniss. Auch bei Gelegenheit der „Helenä“ haben sich einige sonst ganz verständige Personen hauptsächlich an den drei, vier neuen Worten erfreut und wahrscheinlich schon im stillen gedacht, wie sie solche auch anbringen wollten. Das alles kann einen im sechzigsten Jahre schon berühmten Schriftsteller freilich nicht anfechten; doch ist es vielleicht niemals so arg gewesen, daß man so wenig Leser und so viele Aufpasser und Aufschnapper hat, welche nach der Diktion greifen, weil sie denken: wenn man nur so spräche, so sei schon was getan, wenn man auch nichts zu sagen hat.

81. Gespräch mit Eckermann, 5. Juli 1827.

„Je mehr ich [Eckermann] ihn [Lord Byron] lese,“ fuhr ich fort, „je mehr bewundere ich die Größe seines Talents, und Sie haben ganz recht getan, ihm in der ‚Helenä‘ das unsterbliche Denkmal der Liebe zu setzen.“

„Ich konnte als Repräsentanten der neuesten poetischen Zeit“, sagte Goethe, „niemanden gebrauchen als ihn, der ohne Frage als das größte Talent des Jahrhunderts anzusehen ist. Und dann, Byron ist nicht antik und ist nicht romantisch,

sondern er ist wie der gegenwärtige Tag selbst. Einen solchen mußte ich haben. Auch paßte er übrigens ganz wegen seines unbefriedigten Naturells und seiner kriegerischen Tendenz, woran er in Missolonghi zugrunde ging. Eine Abhandlung über Byron zu schreiben, ist nicht bequem und rätlich, aber gelegentlich ihn zu ehren und auf ihn im einzelnen hinzuweisen, werde ich auch in der Folge nicht unterlassen."

Da die „Helena“ einmal zur Sprache gebracht war, so redete Goethe darüber weiter. „Ich hatte den Schluß“, sagte er, „früher ganz anders im Sinne, ich hatte ihn mir auf verschiedene Weise ausgebildet, und einmal auch recht gut; aber ich will es euch nicht verraten. Dann brachte mir die Zeit dieses mit Lord Byron und Missolonghi, und ich ließ gern alles übrige fahren. Aber haben Sie bemerkt, der Chor fällt bei dem Trauergesang ganz aus der Rolle; er ist früher und durchgehends antik gehalten oder verleugnet doch nie seine Mädchennatur, hier aber wird er mit einemmal ernst und hoch reflektierend und spricht Dinge aus, woran er nie gedacht hat und auch nie hat denken können."

„Allerdings“, sagte ich, „habe ich dieses bemerkt; allein seitdem ich Rubens' Landschaft mit den doppelten Schatten gesehen, und seitdem der Begriff der Fiktionen mir aufgegangen ist, kann mich dergleichen nicht irremachen. Solche kleine Widersprüche können bei einer dadurch erreichten höheren Schönheit nicht in Betracht kommen. Das Lied mußte nun einmal gesungen werden, und da kein anderer Chor gegenwärtig war, so mußten es die Mädchen singen."

„Mich soll nur wundern,“ sagte Goethe lachend, „was die deutschen Kritiker dazu sagen werden; ob sie werden Freiheit und Kühnheit genug haben, darüber hinwegzukommen. Den Franzosen wird der Verstand im Wege sein, und sie

werden nicht bedenken, daß die Phantasie ihre eigenen Gesetze hat, denen der Verstand nicht beikommen kann und soll. Wenn durch die Phantasie nicht Dinge entstünden, die für den Verstand ewig problematisch bleiben, so wäre überhaupt zu der Phantasie nicht viel. Dies ist es, wodurch sich die Poesie von der Prosa unterscheidet, bei welcher der Verstand immer zu Hause ist und sein mag und soll."

82. Gespräch mit Fr. von Müller, 16. Juli 1827.

Der letzte Chor in der „Helena“ sei bloß darum weit ausgeführter als die übrigen, weil ja jede Symphonie mit einem Unisono aller Instrumente brillant zu endigen strebe.

83. Brief an Jken, 23. September 1827.

Lassen Sie mich nun zuerst das Vergnügen ausdrücken, welches Sie durch den Anteil an „Helena“ mir gewährt haben. Bei der hohen Kultur der Bessern unseres Vaterlandes konnte ich zwar ein solches beifälliges Eingreifen gar wohl erwarten, allein die Erfüllung solcher Hoffnungen und Wünsche bleibt doch immer das Vorzüglichste und Notwendigste. In dieser Aussicht habe ich denn diese längst intentionierte und vorbereitete Arbeit vollendet und den Aufwand an Zeit und Kräften, das strenge Beharren auf diesem einen Punkte mir schon während der Arbeit zum Gewinn gerechnet. Ich zweifelte niemals, daß die Leser, für die ich eigentlich schrieb, den Haupt Sinn dieser Darstellung sogleich fassen würden. Es ist Zeit, daß der leidenschaftliche Zwiespalt zwischen Klassikern und Romantikern sich endlich versöhne. Daß wir uns bilden, ist die Hauptforderung; woher wir uns bilden, wäre gleichgültig, wenn wir uns nicht an falschen Mustern zu verbilden fürchten müßten. Ist es doch eine weitere und

reinere Umsicht in und über griechische und römische Literatur, der wir die Befreiung aus mönchischer Barbarei zuwischen dem funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert verdanken. Lernen wir nicht aus dieser hohen Stelle alles in seinem wahren physisch-ästhetischen Werte schätzen, das Älteste wie das Neueste?

In solchen Hoffnungen einsichtiger Teilnahme habe ich bei Ausarbeitung der „Helena“ mich ganz gehen lassen, ohne an irgendein Publikum noch an einen einzelnen Leser zu denken, überzeugt, daß, wer das Ganze leicht ergreift und faßt, mit liebevoller Geduld sich auch nach und nach das einzelne zueignen werde. Von einer Seite wird dem Philologen nichts Geheimen bleiben, er wird sich vielmehr an dem wiederbelebten Altertum, das er schon kennt, ergötzen; von der andern Seite wird ein Fühlender dasjenige durchdringen, was gemüthlich hie und da verdeckt liegt:

Eleusis servat quod ostendat revisentibus.

Und es soll mich freuen, wenn diesmal auch das Geheimnisvolle zu öfterer Rückkehr den Freunden Veranlassung gibt.

84. Brief an Knebel, 14. November 1827.

Es ist mir, teurer verehrter Freund, höchst wohlthätig, wenn ich erfahre, daß meine ältesten, edelsten Zeitgenossen sich mit „Helena“ beschäftigen, da dieses Werk, ein Erzeugnis vieler Jahre, mir gegenwärtig ebenso wunderbar vorkommt als die hohen Bäume in meinem Garten am Stern, welche, doch noch jünger als diese poetische Konzeption, zu einer Höhe herangewachsen sind, daß ein Wirkliches, welches man selbst verursachte, als ein Wunderbares, Unglaubliches, nicht zu Erlebendes erscheint.

Aus meinem Briefwechsel mit Schiller geht hervor, daß er schon zu Anfang des Jahrhunderts von dieser Arbeit Kenntnis genommen, und als ich darüber in Zweifel geriet, mich darin fortzufahren ermutigt habe.

Und so ist es denn bis an die neueste Zeit herauf-herangewachsen, und erst in den letzten Tagen wirklich abgeschlossen worden. Daher denn die Masse von Erfahrung und Reflexion, um einen Hauptpunkt versammelt, zu einem Kunstwerk anzuwachsen mußte, welches, ungeachtet seiner Einheit, dennoch schwer auf einmal zu übersehen ist.

Die rechte Art, ihm beizukommen, es zu beschauen und zu genießen, ist die, welche Du erwählt hast: es nämlich in Gesellschaft mit einem Freunde zu betrachten. Überhaupt ist jedes gemeinsame Anschauen von der größten Wirksamkeit; denn indem ein poetisches Werk für viele geschrieben ist, gehören auch mehrere dazu, um es zu empfangen; da es viele Seiten hat, sollte es auch jederzeit vielseitig angesehen werden.

Mag Dein teilnehmender Freund mir seine schriftlich verfaßten Gedanken mitteilen, so sollt es mich freuen und anregen, vielleicht noch ein und das andere Wort offen zu erwidern. Hier sage schließlich nur so viel: die Hauptintention ist klar und das Ganze deutlich; auch das einzelne wird es sein und werden, wenn man die Teile nicht an sich betrachten und erklären, sondern in Beziehung auf das Ganze sich verständlichen mag.

85. Gespräch mit C. Kraußling, 1. September 1828.
Sie [„Helena“] ist eine funfzigjährige Konzeption. Einzelnes rührt aus den ersten Zeiten her, in denen ich an den „Faust“ ging, andres entstand zu den verschiedensten Zeiten

meines Lebens. Als ich daran ging, alles in einen Guß zu bringen, wußte ich lange nicht, was ich damit machen sollte. Endlich fiel mirs wie Schuppen von den Augen; ich wußte: nur so kann es sein und nicht anders!

86. Gespräch mit Eckermann, 25. Januar 1827.

„Es steckt ein ganzes Altertum darin [in der ‚Helena‘]“, sagte ich. — „Ja“, sagte Goethe, „die Philologen werden daran zu tun finden.“ — „Für den antiken Teil“, sagte ich, „fürchte ich nicht, denn es ist da das große Detail, die gründlichste Entfaltung des einzelnen, wo jedes geradezu das sagt, was es sagen soll. Allein der moderne, romantische Teil ist sehr schwer, denn eine halbe Weltgeschichte steckt dahinter; die Behandlung ist bei so großem Stoff nur andeutend und macht sehr große Ansprüche an den Leser.“ — „Aber doch“, sagte Goethe, „ist alles sinnlich und wird, auf dem Theater gedacht, jedem gut in die Augen fallen. Und mehr habe ich nicht gewollt. Wenn es nur so ist, daß die Menge der Zuschauer Freude an der Erscheinung hat; dem Eingeweihten wird zugleich der höhere Sinn nicht entgehen, wie es ja auch bei der ‚Zauberflöte‘ und andern Dingen der Fall ist.“

„Es wird“, sagte ich, „auf der Bühne einen ungewohnten Eindruck machen, daß ein Stück als Tragödie anfängt und als Oper endigt. Doch es gehört etwas dazu, die Großheit dieser Personen darzustellen und die erhabenen Reden und Verse zu sprechen.“ — „Der erste Teil“, sagte Goethe, „erfordert die ersten Künstler der Tragödie, sowie nachher im Teile der Oper die Rollen mit den ersten Sängern und Sängerinnen besetzt werden müssen. Die Rolle der Helena kann nicht von einer, sondern sie muß von zwei großen Künstlerinnen gespielt werden; denn es ist ein seltener Fall, daß eine Sänge-

rin zugleich als tragische Künstlerin von hinlänglicher Bedeutung ist."

"Das Ganze", sagte ich, "wird zu großer Pracht und Mannigfaltigkeit in Dekorationen und Garderobe Anlaß geben, und ich kann nicht leugnen, ich freue mich darauf, es auf der Bühne zu sehen. Wenn nur ein recht großer Komponist sich daran machte!" – "Es müßte einer sein," sagte Goethe, "der wie Meyerbeer lange in Italien gelebt hat, so daß er seine deutsche Natur mit der italienischen Art und Weise verbände. Doch das wird sich schon finden, und ich habe keinen Zweifel; ich freue mich nur, daß ich es los bin. Auf den Gedanken, daß der Chor nicht wieder in die Unterwelt hinab will, sondern auf der heiteren Oberfläche der Erde sich den Elementen zuwirft, tue ich mir wirklich etwas zugute."

87. Gespräch mit Eckermann, 12. Februar 1829.

"Das Schwache ist ein Charakterzug unsers Jahrhunderts.... Maler, Naturforscher, Bildhauer, Musiker, Poeten, es ist mit wenigen Ausnahmen alles schwach, und in der Masse steht es nicht besser."

"Doch", sagte ich [Eckermann], "gebe ich die Hoffnung nicht auf, zum ‚Faust‘ eine passende Musik kommen zu sehen."

"Es ist ganz unmöglich", sagte Goethe. "Das Abstoßende, Widerwärtige, Furchtbare, was sie stellenweise enthalten müßte, ist der Zeit zuwider. Die Musik müßte im Charakter des ‚Don Juan‘ sein; Mozart hätte den ‚Faust‘ komponieren müssen. Meyerbeer wäre vielleicht dazu fähig, allein der wird sich auf so etwas nicht einlassen; er ist zu sehr mit italienischen Theatern verflochten."

88. Gespräch mit Eckermann, 6. Juni 1831.

Goethe zeigte mir [Eckermann] heute den bisher noch fehlenden Anfang des fünften Aktes von „Faust“. Ich las bis zu der Stelle, wo die Hütte von Philemon und Baucis verbrannt ist und Faust in der Nacht, auf dem Balkon seines Palastes stehend, den Rauch riecht, den ein leiser Wind ihm zuweht.

„Die Namen Philemon und Baucis“, sagte ich, „versehen mich an die phrygische Küste und lassen mich jenes berühmten altertiümlichen Paares gedenken; aber doch spielt unsere Szene in der neueren Zeit und in einer christlichen Landschaft.“

„Mein Philemon und Baucis“, sagte Goethe, „hat mit jenem berühmten Paare des Altertums und der sich daran knüpfenden Sage nichts zu tun. Ich gab meinem Paare bloß jene Namen, um die Charaktere dadurch zu heben. Es sind ähnliche Personen und ähnliche Verhältnisse, und da wirken denn die ähnlichen Namen durchaus günstig.“

Wir redeten sodann über den Faust, den das Erbteil seines Charakters, die Unzufriedenheit, auch im Alter nicht verlassen hat, und den, bei allen Schätzen der Welt und in einem selbstgeschaffenen neuen Reiche, ein paar Linden, eine Hütte und ein Glöckchen genießen, die nicht sein sind. Er ist darin dem israelitischen König Ahab nicht unähnlich, der nichts zu besitzen wähnte, wenn er nicht auch den Weinberg Naboths hätte.

„Der Faust, wie er im fünften Akt erscheint,“ sagte Goethe ferner, „soll nach meiner Intention gerade hundert Jahre alt sein, und ich bin nicht gewiß, ob es nicht etwa gut wäre, dieses irgendwo ausdrücklich zu bemerken.“

Wir sprachen sodann über den Schluß, und Goethe machte mich auf die Stelle aufmerksam, wo es heißt:

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schar
Mit herzlichem Willkommen.“

„In diesen Versen“, sagte er, „ist der Schlüssel zu Fausts Rettung enthalten: in Faust selber eine immer höhere und reinere Tätigkeit bis ans Ende, und von oben die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe. Es steht dieses mit unserer religiösen Vorstellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht bloß durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade.

Übrigens werden Sie zugeben, daß der Schluß, wo es mit der geretteten Seele nach oben geht, sehr schwer zu machen war, und daß ich, bei so übersinnlichen, kaum zu ahnenden Dingen, mich sehr leicht im Wagen hätte verlieren können, wenn ich nicht meinen poetischen Intentionen durch die scharf umrissenen christlich-kirchlichen Figuren und Vorstellungen eine wohlthätig beschränkende Form und Festigkeit gegeben hätte.“

89. Brief an E. Boisseree, 24. November 1831.

Seitdem ich das Glück hatte, meinen „Faust“ abzuschließen und zu versiegeln, damit er, wie er auch sei, noch einige

Jahre in Ruhe bleiben möge, hab ich mich wieder in die naturwissenschaftlichen Dinge geworfen. . . .

Da ich noch ein leeres Blatt vor mir sehe, will ich etwas gestehen, was mir von Zeit zu Zeit in den Sinn kommt.

Als ich meinen abgeschlossenen „Faust“ einsiegelte, war mir denn doch nicht ganz wohl dabei zumute; denn es mußte mir einfallen, daß meine wertesten, im allgemeinen mit mir übereinstimmenden Freunde nicht alsobald den Spaß haben sollten, sich an diesen ernst gemeinten Scherzen einige Stunden zu ergötzen und dabei gewahr zu werden, was sich viele Jahre im Kopf und Sinn herumbewegte, bis es endlich diese Gestalt angenommen. Sogar als Dichter, der sein Licht unter den Scheffel setzen will, muß ich verzweifeln, indem ich auf die nächste, unmittelbare Teilnahme Verzicht tat. Mein Trost ist jedoch, daß gerade die, an denen mir gelegen sein muß, alle jünger sind als ich und seinerzeit das für sie Bereitete und Aufgesparte zu meinem Andenken genießen werden. Nun aber zu vollkommener Ausfüllung des weißen Raums noch ein Geschichtchen.

Ich reiste durch eine Landstadt in Thüringen und fragte: ob nicht im Vorbeigehen etwas Bedeutendes zu sehen sei. Darauf erhielt ich eine bejahende Antwort und die Nachricht: es sei soeben auf dem Friedhofe ein sehr schönes Monument aufgestellt worden. Auf meine Erkundigung vernahm ich: der Ehrenmann, der sich solches setzen lassen, sei schon fünfzig Jahre gestorben, habe in seinem Testament eine bedeutende Summe ausgesetzt, zu welcher ein halb Jahrhundert die Interessen geschlagen werden sollten. Nach Verlauf dieser Zeit hätten seine Erben von einem vorzüglichen Künstler ihrer Lage ihm ein Monument setzen zu lassen. Dies sei nun geschehen, und jedermann wallfahrte zu dem Grabe des

wackern Mannes. Auch ich besuchte es alsobald, fand es dem antiken Geschmack sich nähernd, gar artig gedacht und gelungen, so daß dieser gute Mann, dem es eigentlich nicht um Ruhm, sondern nur um ein heiteres Andenken zu tun war, seinen Zweck wirklich erreicht hatte.

90. Brief an W. von Humboldt, 17. März 1832.

Ganz ohne Frage würd es mir unendliche Freude machen, meinen werten, durchaus dankbar anerkannten, weitvertheilten Freunden auch bei Lebzeiten diese sehr ernstern Scherze zu widmen, mitzutheilen und ihre Erwiderung zu vernehmen. Der Tag aber ist wirklich so absurd und konfus, daß ich mich überzeuge, meine redlichen, lange verfolgten Bemühungen um dieses seltsame Gebäu würden schlecht belohnt und an den Strand getrieben, wie ein Wrack in Trümmern daliegen und von dem Dünenschutt der Stunden zunächst überschüttet werden. Verwirrende Lehre zu verwirrtem Handel waltet über die Welt, und ich habe nichts angelegentlicher zu tun, als dasjenige, was an mir ist und geblieben ist, wozumöglich zu steigern und meine Eigentümlichkeiten zu kokobieren, wie Sie es, würdiger Freund, auf Ihrer Burg ja auch bewerkstelligen.

91. Paralipomenon 97, April oder Mai 1800(?).

Abkündigung.

Den besten Köpfen sei das Stück empfohlen,
Der Deutsche sitzt verständig zu Gericht,
Und möchten's gerne wiederholen,
Allein der Beifall gibt allein Gewicht.

Vielleicht daß sich was Bess'res freilich fände. –
Des Menschen Leben ist ein ähnliches Gedicht:
Es hat wohl einen Anfang, hat ein Ende,
Allein ein Ganzes ist es nicht.
Ihr Herren, seid so gut und klatscht nun in die Hände.

92. Paralipomenon 98, April oder Mai 1800(?).

Abschied.

Am Ende bin ich nun des Trauerspielles,
Das ich zuletzt mit Bangigkeit vollführt,
Nicht mehr vom Drange menschlichen Gemühes,
Nicht von der Macht der Dunkelheit gerührt.
Wer schildert gern den Wirrwarr des Gefühles,
Wenn ihn der Weg zur Klarheit aufgeführt?
Und so geschlossen sei der Barbareien
Beschränkter Kreis mit seinen Zaubereien.

Und hinterwärts mit allen guten Schatten
Sei auch hinfort der böse Geist gebannt,
Mit dem so gern sich Jugendträume gatten,
Den ich so früh als Freund und Feind gekannt.
Leb' alles wohl, was wir hiemit bestatten,
Nach Osten sei der sichere Blick gewandt.
Begünstige die Muse jedes Streben,
Und Lieb' und Freundschaft würdige das Leben.

Denn immer halt ich mich an eurer Seite,
Ihr Freunde, die das Leben mir gefellt;
Ihr fühlt mit mir, was Einigkeit bedeute,
Sie schafft aus kleinen Kreisen Welt in Welt.

Wir fragen nicht in eigensinn'gem Streite,
Was dieser schilt, was jenem nur gefällt,
Wir ehren froh mit immer gleichem Mute
Das Altertum und jedes neue Gute.

O glücklich! wen die holde Kunst in Frieden
Mit jedem Frühling lockt auf neue Flur;
Vergnügt mit dem, was ihm ein Gott beschieden,
Zeigt ihm die Welt des eignen Geistes Spur.
Kein Hindernis vermag ihn zu ermüden,
Er schreite fort, so will es die Natur.
Und wie des wilden Jägers braust von oben
Des Zeiten=Geists gewaltig freches Toben.

Anmerkungen

(Die Ziffern beziehen sich auf die Nummern des Textes.)

2. Die Farce „Satyros“, entstanden 1773, veröffentlicht 1817 in Goethes Werken, ist seit Scherer häufig auf Herder bezogen worden. Sie enthält eine Anzahl Stellen, die auf die gleichzeitige Entstehung mit „Faust“ hinweisen. Vgl. Meyer von Waldeck im Goethejahrbuch 7 S. 283 ff. und Pniower Nr. 8.

3. Im März 1772 kam Goethe als Gast des Kriegsrats Johann Heinrich Merck nach Darmstadt. Die Stelle bezieht sich aber auf den ganzen Zeitraum des Verkehrs mit den Darmstädtern, da gesagt wird, daß „Faust“ schon vorgerückt sei. „Götz“ war als dialogisierte Geschichte schon 1771 geschrieben worden. Goethes Bemerkung scheint sich also auf die zweite Fassung zu beziehen. Der Schluß könnte auf die Domszene hinweisen, die mit dem „Satyros“ Verwandtschaft zeigt, also wohl der gleichen Zeit angehört. Vgl. Pniower Nr. 8.

4. Der Umstand, daß Merck „eine entschieden negative Richtung hatte“, läßt ihn als einen Verwandten des Mephistopheles erscheinen.

5. J. J. Ampère hatte im „Globe“ eine Besprechung von Stapfers Übersetzung mehrerer dramatischer Werke Goethes veröffentlicht.

7. Heinrich Leopold Wagner, der den Winter 1774 auf 1775 in Frankfurt zubrachte, schrieb im Winter 1775 zu 1776 seine „Kindesmörderin“.

10. Die „neue Szene“ ist wahrscheinlich „Wald und Höhle“ mit Ausnahme des einleitenden Monologs.

12. Antwort auf Schillers Brief vom 29. November 1794, worin es heißt: „Aber mit nicht weniger Verlangen würde ich die Bruchstücke von Ihrem Faust, die noch nicht gedruckt sind, lesen; denn ich gestehe Ihnen, daß mir das, was ich von diesem Stücke gelesen, der Torso des Herkules ist. Es herrscht in diesen Szenen eine Kraft und eine Fülle des Genies, die den besten Meister unverkennbar zeigt, und ich möchte diese große und kühne Natur, die darin atmet, so weit als möglich verfolgen.“

14. Der „unruhige Zustand“ erklärt sich durch die Ungewißheit, ob eine geplante Reise nach der Schweiz und Italien zustande kommen werde. Schillers Antwort auf diesen Brief ist vom 23. Juni datiert, in der es heißt: „Ihr Entschluß, an den Faust zu gehen, ist mir in der That

überraschend, besonders jetzt, da Sie sich zu einer Reise nach Italien gürten. Aber ich hab es einmal für immer aufgegeben, Sie mit der gewöhnlichen Logik zu messen, und bin also im voraus überzeugt, daß Ihr Genius sich vollkommen gut aus der Sache ziehen wird. — Ihre Aufforderung an mich, Ihnen meine Erwartungen und Desideria mitzutheilen, ist nicht leicht zu erfüllen; aber soviel ich kann, will ich Ihren Faden aufzufinden suchen, und wenn auch das nicht geht, so will ich mir einbilden, als ob ich die Fragmente von Faust zufällig fände und solche auszuführen hätte. Soviel bemerke ich hier nur, daß der Faust, das Stück nämlich, bei aller seiner dichterischen Individualität die Forderung an eine symbolische Bedeutsamkeit nicht ganz von sich weisen kann, wie auch wahrscheinlich Ihre eigene Idee ist. Die Duplizität der menschlichen Natur und das verunglückte Bestreben, das Göttliche und Physische im Menschen zu vereinigen, verliert man nicht aus den Augen; und weil die Fabel ins Grelle und Formlose geht und gehen muß, so will man nicht bei dem Gegenstand stille stehen, sondern von ihm zu Ideen geleitet werden. Kurz, die Anforderungen an den Faust sind zugleich philosophisch und poetisch, und Sie mögen sich wenden, wie Sie wollen, so wird Ihnen die Natur des Gegenstandes eine philosophische Behandlung auflegen, und die Einbildungskraft wird sich zum Dienst einer Vernunftidee bequemen müssen. — Aber ich sage Ihnen damit schwerlich etwas Neues, denn Sie haben diese Forderung in dem, was bereits da ist, schon in hohem Grad zu befriedigen angefangen. — Wenn Sie jetzt wirklich an den Faust gehen, so zweifle ich auch nicht mehr an seiner völligen Ausführung, welches mich sehr erfreut.“ Goethes Antwort darauf bildet Nr. 15.

15. Goethes Reise verzögerte sich, weil sein Reisebegleiter Johann Heinrich Meyer, der sogenannte „Kunstmeyer“, in Florenz an Fieber litt. Schiller antwortete auf diesen Brief am 26. Juni 1797, wo es heißt: „Den Faust habe ich nun wieder gelesen, und mir schwindelt ordentlich vor der Auflösung. Dies ist indes sehr natürlich, denn die Sache beruht auf einer Anschauung, und solange man die nicht hat, muß ein selbst nicht so reicher Stoff den Verstand in Verlegenheit setzen. Was mich daran ängstigt, ist, daß mir der Faust seiner Anlage nach auch eine Totalität der Materie nach zu erfordern scheint, wenn am Ende die Idee ausgeführt erscheinen soll, und für eine so hoch aufquellende Masse finde ich keinen poetischen Reif, der sie zusammenhält. Nun, Sie werden sich schon zu helfen wissen. — Zum Beispiel, es ge-

hörte sich meines Bedünkens, daß der Faust in das handelnde Leben geführt würde, und welches Stück Sie auch aus dieser Masse erwählen, so scheint es mir immer durch seine Natur eine zu große Umständlichkeit und Breite zu erfordern. — In Rücksicht auf die Behandlung finde ich die große Schwierigkeit, zwischen dem Spas und dem Ernst glücklich durchzukommen; Verstand und Vernunft scheinen mir in diesem Stoff auf Tod und Leben miteinander zu ringen. Bei der jetzigen fragmentarischen Gestalt des Fausts fühlt man dieses sehr, aber man verweist die Erwartung auf das entwickelte Ganze. Der Teufel behält durch seinen Realismus vor dem Verstand, und der Faust vor dem Herzen recht. Zuweilen aber scheinen sie ihre Rollen zu tauschen, und der Teufel nimmt die Vernunft gegen den Faust in Schutz. — Eine Schwierigkeit finde ich auch darin, daß der Teufel durch seinen Charakter, der realistisch ist, seine Existenz, die idealistisch ist, aufhebt. Die Vernunft nur kann ihn glauben, und der Verstand nur kann ihn so, wie er da ist, gelten lassen und begreifen. — Ich bin überhaupt sehr erwartend, wie die Volksfabel sich dem philosophischen Teil des Ganzen anschmiegen wird.“

Goethe antwortet darauf in Nr. 16.

16. Die Komposition des „Faust“ wird „barbarisch“ genannt wegen der Vermischung verschiedener Stilarten. — Die „neue Theorie des epischen Gedichts“ ist ein Hinweis auf den brieflichen Gedankenaustausch zwischen Goethe und Schiller im April und Mai 1797. Das für den „Faust“ Wesentliche steht in Schillers Brief vom 21. April 1797, wo es heißt: „Es wird mir aus allem, was Sie sagen, immer klarer, daß die Selbständigkeit seiner Teile einen Hauptcharakter des epischen Gedichtes ausmacht.“ Diese Selbständigkeit will Goethe jetzt den Teilen seines „episch-lyrischen Dramas“ geben. (Gräf.)

17. Zu der Lesart „Lied“ für das in sämtlichen alten Goethe-Ausgaben wiederkehrende „Leid“ vgl. Pniower S. 113.

18. Die „schöne Homerische Welt“ war Goethe durch die „Achilleis“ nahegerückt worden.

19. Der Hinweis auf die Goethesche Übersetzung des „Benvenuto Cellini“ bezieht sich auf das sechste Kapitel des vierten Buches.

20. Die „in Prosa geschriebenen Szenen“ waren: „Trüber Tag, Feld“ und die „Kerkerzene“. Von diesen wurde damals jedoch nur die letztere versifiziert. Die alte Fassung ist uns im „Urfaust“ erhalten.

21. Die Datierung ist ungewiß. Das Frühjahr 1798 ist der terminus a quo. Daher mit Gräf hier eingeordnet. Zur Datierung vgl. Pniower S. 72.

23. Schiller hatte am 16. März 1801 an Goethe geschrieben: „Viel Glück zu den Fortschritten im Faust, auf den die hiesigen Philosophen ganz unaussprechlich gespannt sind.“ Dabei ist wohl hauptsächlich an Schelling zu denken.

28. Zum richtigen Verständnis der Stelle sei darauf hingewiesen, daß vorher davon gesprochen wird, wie es Goethe in der frühen Jugend an Stoffen zur dichterischen Bearbeitung gefehlt habe und es den Deutschen an nationalen Stoffen mangle. Nachdem dann der Hermannndramen Klopstocks gedacht worden ist, fährt Goethe in der angeführten Weise fort.

29. Das Buch Hiob hat auf den „Prolog im Himmel“ eingewirkt. Mephistos Lied vor Gretchens Tür vor dem Zusammentreffen mit Valentin ist eine freie Nachbildung des englischen Volksliedes vom Mädchen, das zum Knaben schleicht, welches auch Ophelia im „Hamlet“ IV. 5 singt.

31–33. Siehe Einleitung.

35. Die Datierung bereitet einige Schwierigkeiten. Vgl. Pniower S. 286 und Gräf S. 224 f. Der Ärger Goethes, der sich in dieser temperamentvollen Äußerung Luft macht, rührt von einer Repertoire Schwierigkeit her, die Goethe als Theaterdirektor betroffen hatte. Bei dem „Walpurgisack“ ist wohl in erster Linie an die „Zahmen Kenien“ zu denken.

37. Das Zitat stammt aus dem Anfange der „Walpurgisnacht“.

38–39. Zelters Freund Friedländer hatte bei jenem angefragt, woher der Name Mephistopheles stamme. Diese Anfrage gab Zelter mit einigen launigen Zeilen an Goethe weiter. Seinem Antwortsbrieфе, dem Nr. 39 entnommen ist, fügte dieser zwei Beilagen hinzu, deren eine in großen Zügen ein Bild der Entstehung der Sage entwirft (Nr. 38). Mit Recht sagt Pniower (S. 235) hierzu: „Goethes den Beilagen vorausgehende Bemerkungen sind beachtenswert. Sie beweisen, indem sie die Ausbildung der Faustsage ins 17. Jahrhundert verlegen, daß er das älteste, 1587 bei Johann Spies erschienene Volksbuch sowie die andern im 16. Jahrhundert gedruckten Ausgaben, auch die Widmansche, nicht gekannt hat.“ — Die zweite Beilage zu dem Briefe an Zelter, von der in Nr. 38 ausführlicher gesprochen wird, war eine Abschrift

der ersten beiden Kapitel einer Handschrift von „Fausts Höllenzwang“, die kurz vorher in den Besitz der Großh. Bibliothek in Weimar gekommen war. Auch mir war diese Handschrift nicht zugänglich. Doch dürften Goethes Beobachtungen, nach anderen ähnlichen Handschriften zu urteilen, durchaus richtig sein. Ein sehr kurzer „Höllenzwang“ ist in Scheibles Kloster, Bd. II Abt. 2 S. 868 abgedruckt. Die Angabe in den zahlreichen Handschriften, sie seien Abschriften von alten Drucken, ist gewöhnlich Fiktion, um ihnen größeres Ansehen zu verleihen. So gibt sich z. B. eine in meinem Besitz befindliche sehr ausführliche Handschrift als Abschrift eines Druckes von 1509 (!) aus. — Die „Kophtha“, welche die Ubernheit, Unbehilflichkeit und leidenschaftliche Begierde der Menschen zu nutzen wußten,“ erinnern an Goethes Drama „Der Groß-Kophtha“, wo der Domherr (III, 5) sagt: „Bedauren Sie meinethwegen die Toren; aber ziehen Sie Vorteil aus der Torheit.“ (Gräf.)

40. Zum besseren Verständnis sei hier die entsprechende Stelle der Beschreibung des Maskenzuges mitgeteilt, die Goethe der Dichtung voranschickt: „Das Personal von ‚Faust‘ gibt Anlaß zu einem umgekehrten Menächmenspiel. Hier sind nicht zwei, die man für einen halten muß, sondern ein Mann, der im zweiten nicht wiederzuerkennen ist. Faust als Doktor, begleitet von Wagner; Faust als Ritter, Gretchen leitend. Die Zauberin, die das Wunder geleistet, mit glühendem Becher, tritt zwischen beiden Paaren auf. Mephistopheles verläßt Marthen, um seine Gesellschaft selbst zu exponieren. Er deutet auf eine zweite Erscheinung. Zum Zeugnis, daß dies alles in heiterer gewohnter Welt vorgehe, ist noch frische Jugend damaliger Zeiten vorgeführt.“ — Die Art, wie sich Mephistopheles einführt, erinnert an den „Prolog im Himmel“ und an die „Paktzene“, wo sich Mephisto als einen „Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft,“ einführt. — Die ganze Stelle ist „für den Standpunkt, den Goethe seinem Jugendwerk gegenüber damals einnahm, zu bezeichnend, als daß sie hier fehlen dürfte.“ (Pniower.)

42. Die Aufführung von Calderons „Standhaftem Prinzen“ fand am 30. Januar 1811 statt. Die Aufführung des „Faust“ kam nicht zustande.

43. Wolff ist natürlich der Schauspieler Pius Alexander Wolff. Eine Skizze des erwähnten Planes hat Erich Schmidt in der Sophienausgabe, Werke B. 14 S. 314 veröffentlicht.

44. Fürst Radziwill hatte einzelne „Faust“-Szenen komponiert, welche Musif Goethe gelegentlich eines Besuches des Fürsten am 1. April 1814 näher kennen lernte. Es erregte die „Sehnsucht“, das Werk aufgeführt zu sehen.

45. Graf Brühl war Intendant in Berlin. Über das „Monodrama“ berichtet Erich Schmidt in der Sophienausgabe, Werke B. 14 S. 320. Karl Ludwig Dels war Schauspieler in Weimar.

46. Am 26. Mai 1819 berichtete Graf Brühl an Goethe über den Erfolg einer Aufführung zweier Faustszenen unter der Ägide des Fürsten Radziwill und fährt dann fort: „Jetzt hat der Fürst Radziwill beschlossen, am 10. Juni, als am Geburtstage der Fürstin, eine Wiederholung des schon Gegebenen zu veranstalten. Da ich auch bei diesem kleinen Theater als Direktor und Impresario in angustie angestellt bin, so liegt mir ob, diese Vorstellung möglichst vollkommen zu machen. Sie werden erfahren haben, daß der Fürst den Gedanken gehabt hat, die Erscheinung des Erdgeistes durch Phantasmagorie zu bewirken und daß er den Erdgeist unter Ihren Gesichtszügen hat darstellen lassen. Inwiefern diese Idee gut oder nicht gut ist, wage ich nicht zu entscheiden. Der Zweck war aber insofern verfehlt, daß die ganze Erscheinung nichts Schreckliches, sondern eher etwas Erfreuliches hatte, und gleichwohl Faust zu sagen hat: „Schreckliches Gesicht.“ Bei der Wiederholung, welche zu dem Geburtstage veranstaltet wird, wünschte ich wohl der Sache etwas näher zu rücken und bitte Sie daher inständig, mich nur mit wenigen Worten wissen zu lassen, wie Sie sich die Erscheinung des Erdgeistes denken. Um Ihnen eine anschauliche Idee von der kleinen Bühne selbst zu geben, auf welcher die Vorstellung stattfindet, lege ich Ihnen hier die Zeichnung der Dekoration bei. Es sind gar keine Kulissen gemacht worden, sondern das Theater ist durch fünf mehr oder weniger breite oder schmale Wände abgeschlossen und gleichfalls mit einem verschlossenen Plafond versehen, so daß also das Ganze vollkommen einem Zimmer ähnlich ist. Durch das hintere Fenster, welches transparent gemalt ist, zeigt sich nicht allein der vorgeschriebene Mondschein, sondern auch die Erscheinung des Erdgeistes, von dem man aber nur den kolossalen Kopf sah, welcher eine Höhe von vier Fuß einnahm...“ — Bei der Radierung von Rembrandt ist wohl an den schon dem Fragment von 1790 beigegebenen Erich „Faust im Studierzimmer“ zu denken. (Gräf.) — Übrigens berichtet Erich Schmidt: „Goethe selbst hat

die Beschwörung zweimal abgebildet; einmal in einer sehr flüchtigen kleinen Lichtstudie; das andere Mal ausgeführter, und diese Bleistiftzeichnung kann im Gegensatz zu den in Flüßli's Manier entworfenen Illustrationen der Herentüfche sehr wohl alt sein mit ihren Barockmöbeln, dem großen ausgeschweiften und verschnörkelten Lehnstuhl am Schreibtisch, den Putten des Bücherregals, obgleich Goethes Überschrift das Zimmer „gotisch“ nennt. Hinter Faust in sehr theatralischer Haltung erblickt man Kopf und Brust des Erdgeistes, das gewaltige Haupt bartlos, apollinisch, Lichttradien aus den Augen schießend; Faust sieht ihn nicht an, sondern beugt sich schauernd weg („abwendend“).“

47. In großen Zwischenräumen berichtet Zelter von dem Fortgang der Radziwiłł'schen Faustkomposition und den Aufführungen dieses Werkes. Obige Stelle ist die Antwort auf einen dieser Berichte.

48. Über den Einfluß des „Faust“ auf Byron's „Manfred“ hat sich Goethe auch in einem Briefe an Knebel (13. Oktober 1817) ausgesprochen.

50. Schiller antwortet darauf am 13. September: „Ich wünsche Ihnen Glück zu dem Schritte, den Sie in Ihrem ‚Faust‘ getan. Lassen Sie sich aber ja nicht durch den Gedanken stören, wenn die schönen Gestalten und Situationen kommen, daß es schade sei, sie zu verbarbarisieren. Der Fall könnte Ihnen im zweiten Teil des ‚Faust‘ noch öfters vorkommen, und es möchte einmal für allemal gut sein, Ihr poetisches Gewissen darüber zum Schweigen zu bringen. Das Barbarische der Behandlung, das Ihnen durch den Geist des Ganzen aufgelegt wird, kann den höheren Gehalt nicht zerstören und das Schöne nicht aufheben, nur es anders spezifizieren und für ein anderes Seelenvermögen zubereiten. Eben das Höhere und Bornehmere in den Motiven wird dem Werk einen eigenen Reiz geben, und Helena ist in diesem Stück ein Symbol für alle die schönen Gestalten, die sich hinein verirren werden. Es ist ein sehr bedeutender Vorteil, von dem Reinen mit Bewußtsein ins Unreinere zu gehen, anstatt von dem Unreinen einen Aufschwung zum Reinen zu suchen, wie bei uns übrigen Barbaren der Fall ist. Sie müssen also in Ihrem ‚Faust‘ überall Ihr Faustrecht behaupten.“ Goethe antwortete darauf am 16. September (Nr. 51).

53. Den Anlaß zur Ausarbeitung der „Helena“ — denn diese ist das bedeutende Werk — gab die Ausgabe der ersten fünf Bände der Cotta'schen Ausgabe. Auf die Absicht der Schlichtung des Streites deutet schon der Untertitel: „klassisch-romantische Phantasmagorie.“

57. Die dritte Lieferung von Goethes Werken bestand aus Band 11–15.
58. Die Ereignisse, die Goethe an der Fortsetzung hinderten, waren der plötzliche Tod des Großherzogs Carl August und die damit in Verbindung stehende Reise nach Dornburg, „um jenen düsteren Funktionen, den Exequien . . . zu entgehn.“
60. In gleicher Weise rühmt Goethe Eckermanns Anteil an der Vollendung des zweiten Teils in einem Gespräch mit dem Kanzler von Müller. Vgl. Pniower Nr. 822, Gräf 1850.
61. Goethes Zustimmung zu Eckermanns Erklärungsversuch ist ungemein auffällig. Denn Eckermanns Äußerung kommt im wesentlichen auf das hinaus, was Goethe fünfundzwanzig Jahre früher im Gespräch mit Luden (Nr. 31) scharf zurückgewiesen hatte. Vgl. auch Nr. 14, 31, 34. Vielleicht liegt also ein Mißverständnis Eckermanns vor.
63. Das Zitat am Ende stammt aus dem Prediger Salomo 3, 10.
64. Das erste Zitat stammt aus dem „Vorspiel auf dem Theater.“ Das zweite ist eine Übersetzung Goethes (?) von: *Claudite jam rivos, pueri: sat prata biberunt* (Schlußvers von Virgils 3. Ekloge „Palämon“ in Bössens Verdeutschung: „Jeho die Bäch', ihr Knaben, gestopft; satt tranken die Wiesen.“ (Gräf.)
65. Die „beste Zeit“ ist das Zusammenarbeiten mit Schiller, besonders die Jahre 1798, 1800 und 1801.
66. K. E. Schubarth, der 1818 eine Schrift „Zur Beurteilung Goethes“ hatte erscheinen lassen, die er 1820 zu einem zweibändigen Werke ausgestaltete, hatte sich in einem langen Briefe an Goethe gewandt, um die Lösung des Konflikts im zweiten Teil vom „Faust“ zu erfahren. Er schrieb: „Ich würde für den Augenblick schon befriedigt sein, wenn ich nur die Schlußworte des Mephistopheles aus dem zweiten Teil wüßte. Mir scheint der Knoten dergestalt geschürzt zu sein, daß, indem Mephistopheles seine Wette gewinnt, Faust zugleich der Klarheit entgegengeführt sein muß.“ Nur auf diese Weise könne er jenes „Werd' ich zum Augenblicke sagen, verweile doch, du bist so schön,“ mit dem Ausspruch des Prologs: „Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient, so werd' ich ihn bald in die Klarheit führen,“ in Einklang bringen. Im ersten Teil seien die Mittel und Schritte gezeigt, durch welche der „ideierte“ Zustand des Wahren und Falschen an „Faust“ aufzuheben sei. Der zweite Teil müsse den Gang darstellen, durch welchen eben jener

ideierte Zustand ganz aufhöre und der echte Zustand hergestellt werde. Auf diese Anfrage bildet Nr. 66 die Antwort.

68. Nicht merkwürdig ist es, daß Eckermann das Ende des ersten Theils als „Schluß des zweiten Aktes“ bezeichnet.

72. Die Erzählung von dem Manne im Orient erläutert Vers 6795: „Die Sonne führt' ich aus dem Meer herauf.“

75. „Schellings ‚Kabiren‘“ ist eine Anspielung auf Schellings Schrift „Über die Goetheiten von Samothrake“ 1815.

78. Der Passus stammt aus einer offenbar für „Kunst und Altertum“ bestimmten, aber nicht zu Goethes Lebzeiten veröffentlichten Rezension über Hinrichs' Buch „Das Wesen der antiken Tragödie“ 1827. Im Jahre 1825 hatte Hinrichs „Ästhetische Vorlesungen über Goethes ‚Faust‘ als Beitrag zur Anerkennung wissenschaftlicher Kunstbeurteilung“ veröffentlicht.

80. Zelter hatte an Goethe geschrieben: „Eine besondere Eigenschaft Deiner Poesie ist, daß gute Köpfe sie aus der bloßen Diktion genießen, denen diese zu denken gibt, komme heraus was will. So mit Matthiſſon, der mir eben Grüße bringt von Dir und sagt: er habe Dir die „Helena“ vorgelesen. Fast schien es, als wenn er von mir etwas darüber zu erfahren gedächte.“

83. Das lateinische Zitat stammt aus Senecas »Naturales quaestiones« liber VII 30, 6. (Gräf.)

84. Knebel hatte am 11. November geschrieben: „Dein magisches Dichterwerk habe ich nochmals studiert und bin über den Reichtum der Gedanken darin in Erstaunen geraten. . . . Doch möchte es nicht jedem gleich verständlich werden. — Ich habe es mit unserem Freunde Lyncker durchtraktiert, und dieser hat sogar einen kleinen Kommentar darüber geschrieben. Es liegen die Gedanken und Beobachtungen so vieler Jahre in diesem Werke verborgen und eine ungeheure Schöpferkraft.“ — Der „Stern“ ist ein Teil des Weimarer Parks, an dem Goethes Gartenhäuschen liegt. — Die Stelle ist auch für die Datierung wichtig. Wenn die Bäume in Goethes Garten, die er bald nach seinem Kommen nach Weimar pflanzte, jünger sind als die „Helena“, so gehören deren Anfänge noch in die Frankfurter Zeit.

89. Boisseree antwortet darauf am 15. Dezember: „Was Sie mir wiederholt von dem Geheimhalten des letzten Theils Ihres ‚Faust‘

sagen, betrübt mich immer wieder. Es ist zwar sehr edel, ein Vermächtniß zu hinterlassen, und die Parabel, welche Sie in diesem Bezug von dem ehrsamem Thüringer erzählen, ist recht hübsch, aber schöner ist es doch, mit seinen Freunden zu genießen, was die Gunst des Himmels hervorzubringen vergönnt hat. Vor mehreren Monaten, als die Welt noch sehr traurig ausah, war freilich auch noch ein äußerer Grund zum Geheimhalten vorhanden, denn das kann man dem Dichter nicht zumuten, daß er sein Licht in Sturm und Ungewitter aufwecke, nun aber, da sich der Himmel wieder erheitert, sollte er dasselbe nicht länger unter dem Scheffel halten."

Druck von Breitkopf
und Härtel in Leipzig

Goethe=Bücher

aus dem Insel=Verlag zu Leipzig

Goethes Faust. Gesamtausgabe. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. 11. bis 15. Tausend. In Leinen M. 3.-; in Leder M. 4.-.

Dieser Band faßt alle Phasen der Faustdichtung zusammen: den Urfaust, das Fragment (1790), die Tragödie I. und II. Teil, die Paralipomena.

Goethes West-östlicher Divan. Gesamtausgabe mit dem Titelbild der Ausgabe von 1819. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. In Leinen M. 3.-; in Leder M. 4.-.

Inhalt: Die letzte Fassung des „Westöstlichen Divans“ mit den „Noten und Abhandlungen“ Goethes; die zum „Divan“ gehörigen Gedichte aus dem Nachlaß; die Paralipomena; die geplante Widmung und das Register zum „Divan“; die Anzeige im „Morgenblatt“ 1816; die Gedichte Marianne von Willemer, die Goethe verändert in den „Divan“ aufnahm; der arabische Titel der ersten Ausgabe von 1819.

Goethes Italienische Reise. Herausgegeben von Kurt Fahn. In Leinen M. 4.-; in Leder M. 5.-.

Goethes Italienische Reise. Wohlfeile illustrierte Ausgabe mit 68 Vollbildern, im Auftrag des Goethe-National-Museums herausgegeben von Hans Timotheus Kroeber. Zwei Bände, in Leinen M. 7.50.

Wie die im Jahre 1911 erschienene Monumental-Ausgabe der Italienischen Reise enthält auch diese billige Ausgabe die Zeichnungen Goethes und seiner italienischen Kunstgenossen, die er aus Italien heimbrachte und selber zur Illustrierung seines Berichtes zu benutzen gedachte.

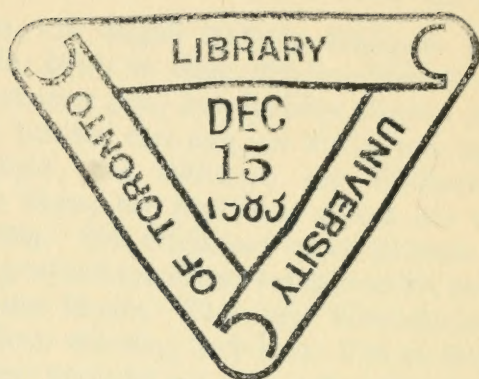
Caroline

Briefe aus der Frühromantik.

Nach Georg Waiz vermehrt herausgegeben von Erich Schmidt. Mit drei Porträts in Lichtdruck und einem Brief an Goethe in Facsimile. Zwei Bände. Geheftet M. 12.-; in Leinen M. 14.-; in Leder M. 20.-.

Caroline, erst August Wilhelm Schlegels, dann Schellings Gattin, öffnet in ihren Briefen Einblicke in das gesamte geistige Leben ihrer Zeit; das klassische Weimar und das romantische Jena, daneben aber auch das Berlin und das München der Aufklärungszeit, das Göttingen aus Schölers und Bürgers Tagen, das Mainz der Klubbisten werden vor den Augen des Lesers lebendig. Der Lebenslauf dieser Führerin der Romantik ist auch im gewöhnlichen Sinne des Wortes der romantischste, den man ausdeuten könnte. Über ihren vielumstrittenen Charakter schrieb ihr Gatte Schelling nach ihrem Tod an ihren Bruder:

„In je größere Ferne sie mir tritt, desto lebhafter fühle ich ihren Verlust. Sie war ein eigenes, einziges Wesen, man mußte sie ganz oder gar nicht lieben. Diese Gewalt, das Herz im Mittelpunkt zu treffen, behielt sie bis ans Ende. Wir waren durch die heiligsten Bande vereinigt, im höchsten Schmerz und im tiefsten Unglück einander treu geblieben — alle Wunden bluten neu, seitdem sie von meiner Seite gerissen ist. Wäre sie mir nicht gewesen, was sie war, ich müßte als Mensch sie beweinen, trauern, daß dies Meisterstück der Geister nicht mehr ist, dieses seltne Weib von männlicher Seelengröße, von dem schärfsten Geist, mit der Weichheit des weiblichsten, zartesten, liebevollsten Herzens vereinigt. O etwas der Art kommt nie wieder! Wie glücklich sind Sie, sich sagen zu können, für dies edle Wesen gehandelt, ihr Aufopferungen gemacht zu haben. Hätte ich Jahre noch zu leben, ich wollte sie alle mit ihr teilen, ja gern jeden Tag, den ich mit ihr wäre, mit einem Blutstropfen bezahlen, um mit ihr zu sterben.“





Presented to the
LIBRARY of the

OVE
S POCKET

D LIBRARY

